Scherz und Ernst.

Erzählungen für die Jugend

von

Isabella Braun

Zweite Auflage.





Scherz und Ernst.

Erzählungen für die Jugend

von

Isabella Braun.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit zwei colorirten Bildern
nach Originalzeichnungen von Ferdinand Rothbart.

Stuttgart & Leipzig.
Verlag von Otto Risch
(vormals Gebrüder Scheitlin).

Druck von Alfred Müller (früher Blum & Vogel) in Stuttgart.

Inhaltsverzeichniß.

Der Pfannen-Staches.

Der Pfannen-Staches.

I.

„Hoioho!“

Wer kennt nicht die verschiedenen Ausrufsarten, welche tagtäglich in den Straßen mit langgezogenen Endsilben allerhand feilbieten und ankünden? Welche Hausfrau hat nicht schon manchmal auf den Ruf gehorcht: „Pfannenfliiicker! — Hafenbiiinder!“ — und welches Kind hat sich nicht schon dabei hinter den Ohren gekratzt, oder das Köpflein gesenkt? Doch wir Alle — Groß und Klein — haben im Leben schon etwas zer- und verbrochen; glücklich, wenn es nur auch wieder geflickt oder gebunden werden kann, wie die irdenen Küchentöpfe und Schüsseln!

So wäre also der Hafenbinder ein willkommener Mann, absonderlich für die Kinder, denen ein Töpfchen aus der Hand rutscht, man weiß gar nicht, wie? Aber ich kenne eine Gegend im guten Schwabenlande, wo von Dorf zu Dorf bei obigem Ausruf ein Kinderschreck waltet und Manches den Herzklopfer dabei

bekommt. Davon will ich nun ein spassiges Stücklein, untermischt mit gehörigem Ernst, erzählen.

Zu diesem Zwecke müssen wir nun auf's Land gehen und vorerst in einem Bauernhause Einkehr halten, wo eben die junge Bäurin am Herd steht und die Mittagssuppe kocht, derweilen ihre zwei Kinder, die sechsjährige Annalise und der dreijährige Christel vor dem Hause spielen und über die aufgeschichteten Prügel klettern. Sei es, daß die Unterhaltung bereits zu lange dauerte, oder die Mägelein nach dem Mittagessen rebellisch verlangten, was immer kleine Unarten zur Folge hat, genug, der Christel trieb zum Zeitvertreib allerlei kindischen Muthwillen und entleidete der Annalise das Spiel. In arger Unlust lief sie zur Mutter in die Küche, den Christel zu verklagen und rief in weinerlichem Tone: „Mutter, der Christel gibt keine Ruh'; ich mag nimmer bei ihm bleiben."

Da wendete sich die Mutter gegen den Hof, trat unter die offene Thüre und rief hinaus: „Wart, Christel, wart! der Pfannen-Staches kommt! hörst ihn?"

Wirklich vernahm man im selben Augenblicke den lauten, lustigen Ruf: „Pfannenfliiicker! Hafenbiiinder! Hoioho!" —

Der letzte Buchstabe wollte gar nicht verklingen, so lang gedehnt schwebte er zwischen den Lippen. Für Christel war er in diesem kritischen Augenblicke wie eine abgeschossene Kugel. So schnell wie ein Kätzlein

kletterte er von dem Prügelhaufen herab und sprang mörderisch schreiend zur Mutter, die ihn auf den Arm nahm. Annalise zeigte weniger Furcht, versteckte sich aber doch hinter dieselbe, klammerte sich an deren Rock und blickte mit ihren schwarzen Aeuglein neugierig und doch ängstlich hervor.

„Hoioho!" — rief der Pfannen-Staches, indem er zu der Bäurin trat. „Da komm ich ja g'rad recht, scheint mir. Was gibt's, Holzbäurin, mit dem Schreihals da?"

Die Bäurin erwiderte: „Was wird's geben, Staches? — einen bösen Buben. Braucht Ihr keinen?"

„Nur her damit!" — rief Staches als Antwort. „'s ist g'rad noch ein Platz für ihn da in meinem Sack; es stecken schon einige darin. Wie, laßt ihn einmal greifen und probiren, wie schwer er ist."

Bei diesen Worten streckte der Pfannen-Staches den Arm nach Christel aus, blöckte die weißen Zähne und riß unter seiner Brille die Augen erschreckend weit auf. Christel schlug mit Händen und Füßen aus und schrie immer lauter. Da hatte Annalise arges Mitleid mit dem Bruder und ihre Anklage reute sie. Schüchtern trat sie hervor und bat: „O, Pfannen-Staches, thu doch dem Christel nichts! ich bitte Dich um der tausend Gott'swillen!"

Das gefiel dem Staches absonderlich wohl. Er schmunzelte und sagte: „Bist ein braves Mädle; Deinetwegen soll er Pardon kriegen für diesmal noch."

Die Holzbäurin stellte nun den Christel auf den Boden und der lief hurtig in die Stube. Annalise folgte ihm und die Mutter hatte nun keinen Unfrieden mehr zu befürchten. Christel war für den ganzen Tag so ruhig, wie ein durchnäßtes Kätzlein, das am Ofen sein Fell trocknet.

Inzwischen suchte die Mutter allerlei alte Häfen und Schüsseln zusammen, während Staches seine Pfeife von Neuem stopfte und am Herde mit einem Span anzündete. Dann ging er selbst zu den aufgeschichteten Prügeln, machte sich einen Sitz zurecht, legte den Sack und den Draht daneben und begann seine Arbeit.

Jetzt kam der Bauer vom Felde heim. Als er den Pfannen-Staches sah, lachte sein ganzes Gesicht beim „Grüß Gott," den er ihm bot und stellte sich mit den Worten: „Was gibt's Neues, Staches?" zu ihm. Auch die Bäurin, so „unmüssig" sie es hatte, stand mit in einander geschlungenen Armen dabei und horchte auf die Neuigkeiten, die lustigen Schnacken und Schnurren, welche Staches vorbrachte, was für die beste Zeitung hinging, bis der Holzbauer endlich zu ihr sagte: „Wie, mach vorwärts; ich mein' schier, es wär Essenszeit und der Staches wird auch etwas mögen."

Während nun die Bäurin das Mahl richtet und der Pfannen-Staches dem Bauern von der ganzen Nachbarschaft und auch von der Stadt Bericht ertheilt,

wollen wir uns denselben näher betrachten. Er ist ein langer Mensch mit wettergebräuntem Gesichte, trägt eine Brille mit großen, runden Gläsern, hat einen borstenartigen Schnauzbart unter der gebogenen Nase und wenn Du findest, daß, „wenn wüst sein, weh thät, er den ganzen Tag greinen müßt'" — so kann ich Dir hingegen sagen, daß der Staches in seiner Jugend ein sauberer Bursch und Soldat gewesen ist. Dies ist eben schon lange her nnd die hübschen Knaben und Mädchen wissen auch nicht, wie sie dereinst im Alter aussehen werden; wenn man sie dann nur so gerne hat, wie den Pfannen-Staches. Wohin der nur immer mit seinem Zwerchsack über dem Rücken kommt und sein „hoioho!" schreit, geht manche Bäurin unter die Hausthür und reicht ihm die Hand zum Willkomm. Auch der Hausvater heißt ihn „einkehren" und beim Essen mithalten. Zum Dank weiß der Staches manchen guten Rathschlag zu ertheilen, wie man das Ungeziefer in Haus, Stall und Feld vertreiben kann und gibt's in der Stadt eine Bestellung zu machen und etwas „einzukramen," dann ist er nicht säumig, es für ein gutes Wort zu thun. Daneben treibt er selbst einen nützlichen Handel. Er kann jegliches alte Eisen: zerbrochene Hufeisen, Ketten, Pfannen, die schon an zwanzig Mal geflickt sind und den Leuten nur im Wege liegen, gebrauchen und verwerthen, weßwegen man ihm auch den Namen Pfannen-Staches gab. Aber seine Haupteigenschaft ist eine gar für-

treffliche. Wo es Streit oder Verlegenheiten absetzt, weiß er zu versöhnen und zwar auf eine ganz eigenthümliche Weise, oft lauft sogar ein tüchtiger Uebermuth mit. Nicht daß er zum Einen wohlweise sagt: „Du hast Unrecht und der Andere hat Recht; sei gescheit, oder er hängt Dir einen Prozeß an den Hals!“ Nein, er schlichtet Alles mit Schnacken und Schnurren, daß am Ende beide Theile lachen müssen und einsehen, „es ist nicht der Müh' werth, derentwegen einander Feind zu sein,“ und ihren Verdruß bei einem Krug Bier ertränken, wobei der Staches auch einen tüchtigen Zug machen kann. —

Nun könnte man mit Recht fragen, wie es denn zugeht, daß er ein Kinderschreck ist, der lustige, närrische Kauz? Das ist er eben auch nur den bösen, gleichsam ein Barometer für das Kindergewissen; steht das auf reine Luft, dann fürchtet sich Keines. Sie schaaren sich im Gegentheil um ihn und er erzählt ihnen die allerlustigsten Geschichten, daß sie ihn gar nicht fortlassen wollen. So hat ihn auch der Christel immer absonderlich gern gehabt und nur seine heutige Unart gegen Annalise hat ihm den Schrecken eingejagt. Der Kinderschrecken ist aber so gekommen: Einmal lief ihm ein recht loser Schlingel nach und schrie hinter ihm drein! „Rußiger Pfannen-Staches, was hast in Deinem Sack?“ und dabei warf er ihn mit Steinen. Plötzlich, ehe der böse Bub es sich versah, wendete sich der Pfannen-Staches um, blickte

ihn mit grimmigem Gesichte an, packte ihn und schüttelte den zappelnden Buben derb, indem er sagte: „Lauter solche Schlingel aus dem nächsten Dorfe, wie Du einer bist! Laß Dich von der Bosheit nur noch ein wenig fester machen; jetzt wiegst um ein Pfund zu leicht; dann komm ich und steck Dich auch dazu, Bürschle!“ — Hierauf legte er den erschrockenen Knaben der Länge nach auf den Boden, schrie sein „hoioho,“ und ging langsam seiner Wege. Von da an hat er sich bei jedem kleinen Thunichtgut in starken Respekt gesetzt und es geht unter dem jungen Volke die Sage: „Im Sack des Pfannen-Staches stecken die schlimmsten Buben aus dem nächsten Dorfe und wer von uns gerade der allerschlimmste ist, kommt noch dazu.“ — „Siehst, wie es im Sacke zappelt?“ sagen zu einander die Kinder, wenn die Hufeisen und anderes Zeug durcheinander rollen. Ehedem schrieen sie ihm wohl scherzweise nach:

„Pfannen-Staches kreideweiß,
Hast ein Säckle voller Mäus?“

— jetzt aber wagt keiner mehr den alten Schwabenspruch. Den Eltern kam diese Kinderfurcht just gelegen, denn die Mutter braucht nur zu rufen: „Wartet, der Pfannen-Staches kommt!“ und es gibt für einige Stunden Ruhe.

So war es also mit dem Pfannen-Staches beschaffen. Der heutige Tag sollte jedoch nicht leer an

weiterm Kinderschreck verlaufen. Um aber die Sache verständlich zu machen, müssen wir, während der Staches bei der Holzbäurin Hafen bindet und Pfannen flickt, die Straße voraus eilen; er wird bald nachkommen.

Etwa eine gute Stunde vom Holzhofe liegt Krametshofen. Es ist ein stattliches Dorf und zählt noch manche reiche Bauern, denen es mit dem Getraideverkauf, gleich nachdem die Körnlein unter dem Dreschflegel gesprungen sind, nicht pressirt und die allewegs noch ein Säcklein Geld im „Truchele" haben. Der Eine und Andere vergeudet's wohl auch in Prozessen und meint, es tauge für ihn nicht, einer Kleinigkeit wegen nachzugeben und er könne die Unkosten für sein Recht schon noch erleiden. Mancher junge Bursch schlägt im Wirthshaus auch gar zu kräftig darein, muß dann „Schmerzensgeld" bezahlen und erachtet's für ein rechtes Glück, daß im Dorf ein „Doktor" ist, um zu helfen bei solchen ländlichen Vorkommnissen. Dieser hat es aber auch mit den Prozessen zu thun, weil er, wie die Bauern sich ausdrücken, „ein Lateinischer" ist. Sie heißen ihn deßentwegen „Herr Doktor;" es ist aber kein anderer, als der Bader von Krametshofen, mit Namen Bartholomäus Knappich.

Diese wichtige Ortsperson, wichtiger sogar als der Schultheiß, ist ein Mann der Wissenschaft und sogar ein Fortschrittsmann des neunzehnten Jahr-

hunderts. Ob es mit seiner Wissenschaft nun wirklich weit her ist, wissen die Bauern nicht zu beurtheilen; sie glauben es ihm aber auf's Wort, und zwar, als besten Beweis, auf sein lateinisches Wort; und gerade damit hat er sich bei ihnen in gewaltigen Respekt gesetzt und den Doktorgrad tax- und stempelfrei erworben. Vor Allem ist er bemüht, Hühneraugen, hohle Zähne und — den Aberglauben auszurotten, denn von Letzterm pflegt er Jedem zu sagen: »Supenstrictio est stultorum«, was zu deutsch heißen soll: „der Aberglaube ist Sache der Thoren.“ — Wenn nämlich der Bauer noch getreulich an den alten Bräuchen festhalten möchte, dann kommt er mit dem klaren, deutlichen Beweise seines lateinischen Spruches und weist auf die Pflicht hin, mit dem Jahrhunderte fortzuschreiten und sich frei zu machen von dem Aberglauben. Es ist ihm auch schon in manchem Bauernhaus gelungen, daß kein geweihter Palmzweig mehr zwischen dem Crucifix und der Wand steckt, kein C. M. B. zu Ehren der heiligen Dreikönige mit Kreide geschrieben an der Thür steht, der Weihbrunnkessel Jahr aus und ein vertrocknet ist und daß die Bäurin statt des Freitag-Almosens oder einem „Helf Gott“ die Armen mit dem Schürhaken davonjagt; denn der Herr Doktor wußte in letzterer Beziehung auch einen lateinischen Spruch, der hieß: »Sibi boximus quixquex«, was, wie er erklärt, zu deutsch heißt: „Jeder ist sich selbst der Nächste.“ —

Der wohlweise Herr Doktor Knappich machte diesen Spruch zu seinem eigenen Grundsatze und weiß ihn ganz prächtig mit einem weitern Berufszweige zu verbinden. Wie schon erwähnt, steht er den Bauern bei ihren Rechtshändeln eifrig bei und pflegt insgeheim den eigenen Vortheil, denn so ein studirter Rath muß natürlich gut belohnt werden. Gibt es nun unter den Nachbarn ein kleines Mißverständniß, das der Pfannen-Staches mit einem kräftigen Scherz ausgeglichen und einen Jux daraus gemacht hätte, dann schürt der Bader das Feuer, indem er Zündstoff in den Bauernstolz wirft und vom „Rechtsgefühl, das gepflegt werden müsse," spricht. Zuerst facht er die Zornesglut an, läßt sie aber nicht hell auflodern, damit nicht in derbem Aussprechen sich die Sache schlichtet, und er nichts mehr dabei zu thun hätte. Nein, nein! »Prudentia supexrat seppel mimicos« — zu deutsch „Klugheit überwindet die Feinde" — pflegt er zu sagen und der reiche Bauer steckt bald zu tiefst im Prozesse.

So steht es mit Herrn Knappich und den Bauern in Krametshofen und man kann es leicht an den Fingern abzählen, daß dieser weise Dorfbader und der allzeit fidele Pfannen-Staches keine guten Freunde sind. Zu einem Prozeß und zu Gericht ist's aber noch nicht gekommen.

Herr Knappich hat ein sehr gelehrtes Aussehen; er ist „spindeldünn und bohnensteckenlang" — hat

eine spitzige Nase, eingekniffene Lippen und ein vorstehendes Kinn. Sein Rock reicht ihm fast bis auf den Boden, ist stets kohlschwarz und wohlgebürstet. Er geht immer wie in tiefstem Nachsinnen mit gesenktem Kopfe einher, die Arme auf der Rückseite gekreuzt und da er stets den lateinischen Spruch in seiner eigenthümlichen Sprachweise anführt: »Post renam abis haut muhle passus stabus« — zu deutsch: „Nach der Mahlzeit sollst du stehen, oder tausend Schritte gehen“ — kann ihn jeder im Dorfe um diese Zeit dahinschleichen sehen, denn gerade so lange braucht er, um seinen spionirenden Kreislauf zu machen.

Doch, ich will eigentlich nicht sowohl vom Vater, als vielmehr vom Sohne berichten, mußte aber den Ersteren genau schildern, da der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen ist. Der junge Bartholomäus Knappich ist ein Büblein von sieben Jahren und schon fürchterlich gescheidt, durchaus nicht so plump wie die Bauernkinder, sondern er führt seine Schlingeleien viel raffinirter aus. Das ahnt im Dorfe Niemand, als der alte, ehrwürdige Schulmeister; aber zu einer Gewißheit ist er darüber auch noch nicht gelangt. Wer irgend eine recht bäurische Kinderunart verübt hat, das kriegt der alte Herr gleich heraus, er braucht nur in den Gesichtern zu lesen; geschieht aber einmal ein recht durchtriebener Streich, dann entsteht gänzliche Verwirrung in seiner Schulpolizei; der Thäter ist nicht zu entdecken und die Verdachts-

gründe schweifen von Einem zum Andern; nur der Bartholomäus weiß sich schließlich immer rein zu waschen. Er ist eigentlich von allen Kindern gefürchtet; dennoch brauchen ihn alle, damit er sie aus so einem bösen Verdachte herauswickle. So spielt er des Vaters Rolle im Kleinen und trägt die schönsten Aepfel, Birnen, Nüsse und dergleichen davon.

Nachdem ich nun durch diesen Vorausssprung meine jungen und ältern Leser mit den Hauptpersonen und dem Zustande in Krametshofen bekannt gemacht habe, kehren wir wieder zum Pfannen-Staches zurück, der inzwischen der Holzbäurin alle schadhaften Schüsseln geflickt, dem Bauern alle Neuigkeiten ausgekramt hat und eben daran ist, den Zwerchsack über den Rücken zu werfen „B'hüt Gott!" zu sagen und sein „hoioho!" zu schreien. —

II.

Der kleine Barthel.

Der Pfannen-Staches zog also die Straße entlang und zu seinem „hoioho!" gesellte sich manches Liedlein, das froh aus tiefster Brust in die reine Luft aufstieg. Kein Wölklein trübte den Himmel und keines lag auf seiner Seele. Wer mit aller Welt in Frieden lebt, der hat meist auch innerlichen Frieden; da wird also kein Gleichgewicht gestört und

es bläst kein Sturm durch die Seele. Wen alle gerne kommen sehen, der hat ein gut Wandern, für den ist der Tisch überall gedeckt, wie für die Vögel in der Luft. Wer allen zu Dienste steht, der nimmt in reichen Zinsen auch wieder Dienstleistungen in Empfang und das Zünglein auf der Wage zieht nicht rechts und nicht links, es bleibt stets schön in der Mitte. In der einen Wagschale liegt das Geben, in der andern das Nehmen und wo zufällig einmal dieses oder jenes leichter ausfällt, da legt schnell noch die Liebe sich ausgleichend dazu. So entsteht ein Abwägen der einfachsten Art und Gott im Himmel ist damit zufrieden.

Gerade so stand es bei dem Pfannen-Staches und darum konnte er so fröhlich singen, obgleich er eigentlich ein armer Mann war und — wie man zu sagen pflegt — von der Hand in den Mund lebte. „Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben" — mit diesem Satze wußte er alle Besorgnisse für die Zukunft, wenn sie je einmal in ihm aufsteigen wollten, — niederzudrücken.

Staches richtete seinen Gang nach Krametshofen, denn von da hatte er nur mehr ein halbes Stündlein bis zu seiner eignen Hütte, die zu Ende des Nachbardorfes stand; in Krametshofen hoffte er auch noch einige Kreuzer zu verdienen, denn er hatte sich beim Holzbauern heute zu lang aufgehalten und die Zeit verplaudert.

Nicht weit von dem benannten Dorfe zieht sich der Gemeindewald hin und durch diesen schallte nun der Sang des Staches, sei es, daß er einmal wieder all seine lustigen Schnaderhüpflen herausjodeln oder den Vögeln auch einmal ein Conzert geben wollte. Plötzlich vernahm er nach einem Absatze eine laute, lachende Stimme. Aber es war nicht der helle Glockenton der Freude, der aus unschuldigem Herzen klingt, wie das Vesperglöcklein aus geweihtem Raume, nein, es war ein häßliches Spottgelächter, und doch war es auch wieder eine Kinderstimme, welche es ertönen ließ. Den Vogel kennt man am Gesang und Gekreisch, den Menschen an der Stimme. O, wer hat nicht schon oft sein Herz dem weichen, milden Tone einer Stimme hingegeben, oder ein innerliches Zusammenschrecken empfunden beim Klang einer rauhen Stimme; sie ist der Schlüssel zum Herzen und verschließt oder öffnet dasselbe.

Der Staches aber kannte auch diese Stimme, denn er kannte alle Kinder weit und breit und so ein schlecht Wetter verkündender Kiebitzruf war nur Einmal in der Umgegend vorhanden. „Das ist des Baders Barthel“ — dachte er einfach und nahm sich gar nicht die Mühe, nach diesem umzuschauen; er ließ sich auch in seiner Fröhlichkeit nicht stören, sondern sang weiter. Dies mochte den im Gebüsch versteckten Barthel höchlichst ärgern, denn jeder Schütze möchte gerne sein Ziel treffen. Er wiederholte sein

Gelächter und als es keine Folge hatte, kroch der Barthel in's niedere Gebüsch, dicht am Wege, lief neben dem Staches her und schrie seiner Seits auch ein Liedlein. Es war dasjenige, welches in dieser Geschichte schon einmal vorkam:

„Pfannenflicker kreideweiß" —

aber er machte dazu einen Endreim von anderen Thieren, deren Namen ich nicht nennen mag.

Immer noch ging der Staches seiner Wege, sah nicht links und nahm keine Notiz von dem bösen Barthel; das Singen war ihm aber doch verleidet. Immer von Neuem, immer dichter hinter dem Staches schrie Barthel seinen Schimpfreim und das ruhige Hinschreiten des Pfannenflickers machte ihn so sicher, daß er dicht auf dessen Fersen war und eben einen Prügel aufhob, um nach dem Sack zu werfen. Staches hatte den kleinen Sünder aber nur sicher machen wollen und es war ihm gelungen. Plötzlich, als er eben wieder den Spottreim vollendet hatte, so rasch wie das Umwenden einer Hand, sah Staches dem Barthel in's Gesicht, schleuderte seinen Zwerchsack auf den Boden, packte den Knaben mit beiden Fäusten, schüttelte ihn mit Mannesstärke und schob ihn hinein in den Sack, indem er schrie, daß es im Walde wiederklang: „Elendiglicher Bub! dahinein und jetzt sing Deinen Spottreim, er paßt just!" —

Und nun rieb er das Gesicht des zappelnden Schlingels an der rußigen Pfanne, die er im Holz-

hof frisch vom Feuer weggenommen hatte. Hierauf zog er ihn wieder hervor, gab ihm einen tüchtigen Schlag und schreiend, fast brüllend lief der geschwärzte Barthel die Straße entlang, Krametshofen zu.

Staches hatte sich doch etwas in Zorn geschrien und gerieben. Er legte sich ermüdet, denn der Zorn setzt einem so freundlich frohen Herzen mehr zu, als die schwerste Arbeit, auf einen Rasenfleck und sah zum blauen Himmel und zu den tanzenden Mückchen auf. Es war ihm, als ob der Himmel ihn anlächle und die Mücken auch ihren Spaß an dem Vorgefallenen hätten; dann dachte Staches an den schwarzen, schreienden Barthel und er mußte lachen, daß es ihn schüttelte.

„Was wird der Herr Doktor sagen, wenn sein Bub als Kaminfeger heimkommt,“ — dachte er schmunzelnd. Aber was kümmerte sich Staches um den Lateinischen! Er war ein kreuzgesunder Mensch nach Innen und Außen, brauchte den Bartholomäus Knappich weder zu Hühneraugen, hohlen Zähnen, noch zur Ausrottung des Aberglaubens, oder zum Rathgeber in einem Prozesse. Vom Landgerichtslokale kannte er nur die Küche und hatte gar keine Lust, je die Amtsstube zu besichtigen. Also frisch voran nach Krametshofen.

Staches lud seinen Zwerchsack wieder auf den Rücken, ordnete dessen durcheinander gerüttelten Inhalt und schritt mit dem lustigsten „hoioho!“ das er

je ausgeschrieen hatte, denn er hängte noch einen langen Jodler daran, vorwärts. Bald darauf trat er aus dem Walde, vor ihm lag friedlich das Dorf und das vergoldete Kreuz des Kirchthurms winkte ihm glänzend im Sonnenstrahle.

Eilen wir dem Pfannen-Staches einige Hundert Schritte voraus.

Der rußige Barthel war eilig und schreiend fortgelaufen, als ob ihm Staches auf dem Fuße folge und nochmal in den Sack stecken wollte. So langte er beim ersten Hause des Dorfes an und sein Geschrei zog die Kinder herbei; diese schrieen auch, aber in schallendem Gelächter. Vater und Mutter gesellten sich neugierig dazu; Barthel wurde angehalten, ausgefragt; aber er blickte ganz scheu rückwärts, schrie: „der Pfannen-Staches!" rieß sich los und stürmte weiter.

Sollte man's glauben? In allen Gesichtern von Klein und Groß saß die schalkhafte Freude; Alle gönnten ihm die Strafe, denn daß eine Bosheit des Barthel zu Grunde lag, war für Alle eine ausgemachte Sache, man kannte ja den Staches und den Barthel. Als dieser von hinnen rannte, liefen die Kinder hinten drein und die erste Scene wiederholte sich genau vor jedem Bauernhause: überall lautes Gelächter, wobei Barthels Geschrei und Weinen um so wüthender wurde. Der Troß kam zum Schulhaus bei der Kirche und dem Pfarrhaus vorüber und

selbst der Pfarrer und Schulmeister lächelten, obgleich sie den Kindern zu wehren suchten; heute aber war jede Autorität ohne Wirksamkeit. Jedes der Kinder hatte im Herzen gegen Barthel eine stille, gerechte Klage und so kam es, daß er bei seinem lächerlichen Aussehen keine Theilnahme fand.

Auf diese Weise gelangten sie zu des Baders Hause, das heißt, Barthel, die Andern blieben wohlweislich etwa zwanzig Schritte zurück und lauschten aus solcher Entfernung.

Der Bader sah nicht sobald seinen rußigen, schreienden Barthel und hörte dessen Anklagewort „der Pfannen-Staches,“ als er auch Alles wußte, nämlich daß sein Gegner das „arme Büble“ mißhandelt habe, und er beschloß, Rache zu nehmen, ja, es kam ihm gerade gelegen. Herr Bartholomäus Knappich ballte die Faust in Wuth, dann entzog er den jungen Bartholomäus den Blicken der Neugierigen und ging mit sich zu Rathe, wie er sich vorerst verhalten wolle. Nach wenigen Minuten schien er darüber mit sich im Klaren zu sein. Obwohl es innerlich kochte, trat er ganz ruhig unter die Hausthüre, um auf den Staches zu warten. Nein, er wollte nicht in lautem Streite mit demselben anbinden; das würde sich schlecht schicken für den „Lateinischen!“ Er wollte ganz im Gegentheile den Staches freundlich grüßen, aber mit einem Hohne, der in Staches „die Angst zum Sieden“ bringen mußte.

Da hörte er von ferne das bekannte „hoioho!“ des Staches. Aber es verklang und wiederholte sich nicht, wie gewöhnlich; kein Staches ließ sich sehen. — Hätte Herr Bartholomäus Knappich geahnt, wie freundlich die Bauern den Staches grüßten und zu der Geschichte lachten, die derselbe erzählen mußte; wie sie alle beisammen standen und die Kinder sich die Verwarnung, welche Staches ihnen gab, zu Herzen nahmen: er wäre noch in größere Wuth gerathen.

All sein Warten war vergebens. Es dunkelte bereits; kein Staches kam und doch mußte er auf dem Heimwege am Badershause vorüber. So wurde es Nacht.

Inzwischen war Staches wohlgemuth auf einem Umwege hinter dem Dorfe nach Hause gegangen. Nicht, daß er sich vor dem „Doktor“ gefürchtet hätte; er wollte nur nicht Streit mit demselben anbinden; dieser hatte ihm ja keinen Unfug gethan, Barthel war gehörig gestraft und für alle Zukunft gewarnt, also schien ihm das Beste, Gras über die Sache wachsen zu lassen, ehe er wieder mit dem Bader verkehrte. Und so saß Staches bereits daheim, während Herr Knappich harrte und sich's ausmalte, wie er seinem Gegner „heimleuchten“ werde. —

Es war des andern Tages um die zehnte Stunde, als Herr Bartholomäus Knappich bereits in dem nächsten Städtlein sich befand und den Weg zum Landgerichte einschlug. Am Fenster sahen ihn einige

Schreiber; diese flüsterten und wisperten sich lachend etwas zu, denn sie hatten ihren Spaß mit dem Bader von Krametshofen, dem „Lateinischen," und jedes Mal galt sein Erscheinen für gute Kurzweil. Nicht so für den Landrichter. Der war ein schlichter, wohlmeinender Beamter; Ruhe und Friede galten ihm hoch, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß in seinem ganzen Gerichtsbezirke jeder, wie es in der heiligen Schrift steht, „ruhig unter seinem Weinstocke und Feigenbaum leben möchte." Doch der Herr Bartholomäus Knappich glich dem Hetzhunde auf der Jagd; er trieb ihm die Bauern in's Gericht, wie ersterer den Hasen vor den Schuß und leider sah der Landrichter, daß die Bauern dabei die „Haare lassen mußten," von denen der Bader sich ein Kissen polsterte. Freilich waren das nur harte Thaler; aber der Geizige ruht auf nichts in der Welt lieber.

Als daher der Landrichter bei seinen Schreibern die Anzeichen gewahrte, der Bader von Krametshofen sei wieder im Anrücken, runzelte er die Stirne, tunkte die Feder bis über den Kiel in's Tintenfaß und stieß mit dem Ballen der Hand so ärgerlich auf's Pult, daß es einen großen Klecks gab.

„Schon wieder! was hat er von Neuem angerichtet, der Händelstifter!" murmelte er vor sich hin.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und mit tiefen Bücklingen trat Bartholomäus Knappich

herein. Da gab er seine Höflichkeit schon wohlfeiler, als im Dorfe, denn dort, meinte er, richte er mehr in gestreckter Länge, hier in gebückter Stellung aus. Der Landrichter sah ihm unwillig entgegen, erstaunte aber, als ihm kein Bauer folgte. Kaum, daß er dessen Gruß erwiederte; es dünkte ihn gerade genug, sich in die wartende Stellung zu versetzen und die imponirendste Miene zu machen.

Bartholomäus Knappich aber schwieg. Nun war es an dem Landrichter zu fragen, was er vorzubringen habe.

Der Bader entgegnete: „Ich weiß nicht, ob Euerer Gnaden ein Subjekt bekannt ist — Pfannen-Staches genannt, der eigentlich ein vagabundirendes Leben führt und den ärgsten, schreiendsten Unfug treibt. Ich will nichts davon sagen, daß er alle Gegenstände mit Hohn und Spott behandelt, daß er den Bauern lauter Aberglauben in den Kopf setzt, sie auf alle mögliche Weise betrügt, den elenden Zwischenträger macht, nichts von all dem will ich sagen, denn es geht mich nichts an. Aber als Chirurg ist es meine Pflicht, etwas anderes zur Anzeige zu bringen. Er treibt nämlich sträflichen Unfug, indem er den unwissenden Kindern weiß macht, daß in seinem Sacke lauter kleine Kinder stecken, die er nach Hause trage, mäste und dann esse. Wo er ein Kind sieht, greift er es und sagt, daß er es später, wenn es feister sei, holen werde. — Davon

kriegen die armen Kinder solche Angst, daß sie sich nichts mehr zu essen getrauen und nicht selten in Freißen fallen. Gestern hat er nun meinen eigenen Knaben Barthel, ein gutes Kind von sieben Jahren — mitten im Walde ergriffen, wirklich in den Sack geschoben und sein Gesicht an den rußigen Pfannen abgerieben. Seitdem liegt nun mein armer kleiner Sohn im Fieber da und fantasirt in Einem fort von dem schwarzen Sacke. Ich mache Euer Gnaden im Namen des ganzen Dorfes von diesem Unfug die Anzeige und bitte, den sogenannten Pfannen-Staches gerichtlich hiefür zu strafen."

Der Landrichter hatte den Vortrag des Baders mit keiner Silbe unterbrochen. Nun entstand eine Pause. — Da schallte von der Gasse herauf der laute Ruf „hoioho!" Die Schreiber eilten zum Fenster und berichteten, daß der Pfannen-Staches eben auf's Landgericht zuschreite. Der Landrichter kannte den Staches gar wohl, hatte von ihm nur Gutes gehört und der allzeit lustige, alte Bursche dünkte ihm weit weniger gefährlich, als der schleichende Bartholomäus Knappich. Freilich, wenn es sich nach dessen Angabe verhielte, dann war der Uebermuth doch zu stark, dem mußte gesteuert werden. Vor der Hand entschlug er sich jedes Urtheils und gab dem Amtsboten Befehl, den Staches augenblicklich her zu bringen.

Es herrschte in der Amtsstube ein Schweigen,

gleich einer Gewitterschwüle. Der Bader wollte es unterbrechen, aber der Landrichter gebot in strengem Tone Ruhe. Bald darauf öffnete sich die Thüre und der Pfannen-Staches trat ein. Zwischen die halboffene Thüre sah ein kleines Kindergesicht — und des Landrichters sechsjähriges Büblein schlich herbei. Es mochte ihn Wunder nehmen, was der Staches hier zu thun habe, ob der Vater vielleicht die Tintenhäfen zerbreche und sie binden lasse; er versteckte sich hinter den Ofenschirm, um zu lauschen.

Der Staches nahm seinen alten Strohhut vom Kopfe, legte denselben auf einen Stuhl, nächst dem Ofen und bot seiner Gnaden ein „Grüß Gott! was steht zu Befehl?" —

Als er den Bader gewahrte, ging ihm aber das Verständniß von selbst auf. Ein schalkhafter Zug legte sich um die Augen und den Mund; aber er wartete auf die Anklage. Der Landrichter ließ ihn auch nicht lange warten, sondern hielt ihm Alles ernst und strenge vor, was der Bader vorgebracht hatte, indem er frug, was er darauf zu erwiedern hätte?

Eben wollte Staches seinen einfachen Bericht beginnen, als sich ein Zwischenfall ereignete. Der „kleine Landrichter" hatte nämlich hinter dem Ofenschirme Langweile bekommen, war hervorgeschlichen und schüttete nun eben aus dem Tintenhafen das schwarze Naß in den Hut des Pfannen-Staches.

Dieser gewahrte es, trat auf die Seite und auch der Landrichter sah nun die Schlingelei seines Kindes. Augenblicklich kehrte sich Staches zum Büblein, hob ihn empor, wog ihn bedächtig auf den Armen, setzte ihn dann wieder auf den Boden und sagte zum Landrichter: „Euer Gnaden, den Buben können Sie mir schon bald mitgeben.“ —

Da konnte sich der Landrichter des lauten Lachens nicht erwehren und alle in der Amtsstube, den Bader ausgenommen, stimmten ein. Der Knabe war aber inzwischen hinausgeschlichen.

Als sie genug gelacht hatten, sagte der Landrichter zum Pfannen-Staches: „Da muß ich schon die Unart meines Buben gut machen. Nehmt den Gulden, Staches, und kauft einen neuen Hut. Und nun geht. Ihr habt uns mit einem Beispiel bewiesen, wie sich's mit der Anklage verhält. Aber Staches, macht's künftig nicht gar zu arg.“

Der Pfannen-Staches bedankte sich schönstens, empfahl sich und bald ertönte von der Treppe herauf der Ruf „hoioho!“

Der Bader kam mit einer tüchtigen Strafrede davon und es geht die Sage, er sei von diesem Tag an nie mehr auf die Amtsstube gekommen, sei es, daß er sich besserte, was wir von Herzen gern glauben wollen, oder daß er sich vor dem Landrichter fürchtet und vor den Schreibern schämt. Der Staches aber hat auf seine eigene Weise fort und fort

die bösen Buben und Mädchen gezogen, was ihm die Eltern dankten, Friede gestiftet, Pfannen geflickt, Häfen gebunden und sein lustiges „hoioho“ geschrien.

Jeder kann selbst urtheilen, wessen Treiben, das des Staches oder jenes des Baders, nützlicher war. Den Kindern aber rufe ich zum Schlusse noch zu: „Seid brav! oder — der Pfannen-Staches kommt und steckt Euch auch in den Sack. Guten Kindern hingegen erzählt er gerne eine Geschichte, die ich Euch treulich wieder berichten will.“

Der Mann mit dem Hunde.

Der Mann mit dem Hunde.

I.

Fremd in der Welt.

Wie es in der Natur wunderliebe Stellen gibt, welche aber durch ihre abschreckende oder schroffe Umgebung fast unzugänglich sind und deßhalb so lange verborgen bleiben, bis zufällig ein verirrter Wanderer sie entdeckt: ebenso ist es auch mit der innern Lebenswelt manches Menschen beschaffen. Ich habe eine solche Entdeckung gemacht und will sie nun meinen lieben Lesern kund geben.

Wer kennt nicht die oft sonderbar verwickelten Gassen, Höfe und Durchgänge, welche sich in den ärmlichen Bezirken einer Stadt mittlerer Ranggröße befinden. Das Leben und Treiben daselbst gleicht nicht dem einer Hauptstadt, wo ein ewiges Wandern und Ziehen ist und Keines das Andere kennt. Hier besteht gerade das Gegentheil; Alles ist mit einander bekannt, die Armuth ist das Bindemittel, und wenn sich durch irgend einen eigenthümlichen Zufall

daselbst ein Wohlhabender niedergelassen hat, erscheint dieser gleichsam als ein Ehrengast, auf den sich stolz alle Blicke richten, und der eine Art Autorität besitzt.

In dieser Weise ist der Schauplatz beschaffen, wo meine kleine Erzählung vorging. Es herrschte daselbst eine weite Nachbarschaft, zwar nicht immer friedlicher Art, aber es war doch ein gewisses Zusammenhalten bemerkbar, welches sich besonders dem vornehmen Stadttheile gegenüber kund gab. Die Bewohner der ärmlichen Häuser, Gassen, Höfe und Winkel zeigten sich sogar stolz auf ihre Stadtgegend und wehe dem, welcher sie zu schmähen wagte! Die Jugend beiderlei Geschlechtes spielte des Abends gemeinsam in den eingeschlossenen Plätzen, als ob sie nur Eine Familie bildete und tummelte sich wie Schwalben herum, welche sich im Kreise jagen. Oft wurde scherzweise Schule gehalten; Knaben und Mädchen saßen gesondert auf dem herumliegenden, halbvermoderten Gebälke und dazwischen stand der kleine Schulmeister mit einer großen Papierbrille auf der Nase, den Stock in der Hand, in muthwilligem, aber nicht bös gemeintem Kinderscherze den wirklichen Schulmeister nachäffend. Da setzte es oft derbe Püffe ab und nicht selten bekamen es die, welchen in der Rollenaustheilung die Ehre zu Theil geworden, Kinder aus andern Stadttheilen vorzustellen. Es war eben der rohe Ausdruck des heimathlichen Zusammen-

haltens, das man in den ärmlichen Klassen am meisten findet. —

Hie und da kam es vor, daß in dieser abgeschlossenen Lebenswelt Einer für eine Zeit lang der „Sündenbock“ war, den man eben, wie sie sich ausdrückten, „auf's Korn genommen hatte,“ weil er entweder besser sein wollte, als die Andern, oder mit ihnen nicht nachbarlich zusammenhielt, sowohl in Gut als Bös, in Freud' als Leid. Das ging so lange fort, bis Alles sich wieder ausglich oder ein Anderer an die Reihe kam.

Zur Zeit, von der ich rede, waren es zwei Wesen, welche dieses Schicksal theilten, und sie hatten es sowohl mit der muthwilligen Kinderschaar, als auch mit der sämmtlichen erwachsenen Einwohnerschaft zu thun. Es waren ein alter Mann und sein Hund. Diese Gegenstände des allgemeinen Mißfallens wurden aber niemals abgelöst; es war eine alte, lange Feindschaft; sie hatte klein angefangen und war von Tag zu Tag unheilvoll gediehen, wie keine andere. Das Haus, welches der Mann mit seinem Hunde bewohnte, war dessen Eigenthum. Es sah im höchsten Grade baufällig, vernachlässigt und ärmlich aus; die Fensterstöcke waren von der emsigen Arbeit der Spinnen umgeben und keine Hand störte sie darin. Wenn der Sturmwind, das Unwetter oder die muthwillige Jugend eine Glasscheibe zertrümmerte, wurde sie nicht wieder hergestellt, denn ein einziges Gelaß

war für den Besitzer hinreichend und es gab deren ja mehrere in dem alten Hause. Es ging die Rede, der Mann sei ein reicher Geizhals und gönne Niemanden etwas, als seinem Hunde. „Was hatte er hier zu schaffen, wenn ihm die Leute nicht gut genug zu freundlicher Nachbarschaft scheinen? Warum war er plötzlich daher gekommen und hatte seine armen Miethsleute, die hier lange einträchtig mit dem ganzen Stadttheile gelebt hatten, verdrängt?“ — So murrten die Leute anfangs leise, dann immer lauter, bis es zur offenen Fehde kam.

Der bezeichnete Gegenstand dieser Anfeindung war alt, häßlich, taub und bucklig, altfränkisch, aber reinlich gekleidet, abgeschlossen in seinem Wesen, wie nicht leicht ein Mensch. Er war angekommen wie ein Gespenst in der Nacht, nachdem der Distriktsvorsteher, welcher bisher den Miethzins für das alte Haus eingenommen, die Insassen durch Kündung fortgeschafft hatte. Man wußte nichts von ihm und er schien die allgemeine Neugier auch nicht im Geringsten befriedigen zu wollen. Immer mit gesenktem Haupte einherschreitend, schien er sich nichts um die Nachbarschaft zu kümmern. Er war mutterseelenallein gekommen; drei Tage lang wußte man gar nicht von was er lebe und die Kinder meinten, es werde wohl einer der buckligen Berggeister sein und die Gnomen werden ihn bedienen. Dies war ein allgemeiner Gesprächsgegenstand in einem Stadttheile, wo Jeder

von der Suppe bis zu Kraut oder Kartoffeln wußte, was im andern Hause gekocht wurde, und gab die erste Veranlassung zur Unzufriedenheit und zum Kopfschütteln. Nach drei Tagen kam endlich eine fremde Person als Dienstmagd an, als ob in der Nachbarschaft nicht genug Mägde zu bekommen gewesen wären. Diese hantirte um so lauter, je stiller sich der Mann verhielt und trug gefüllte Körbe nach Hause. Hatte man sich kurz zuvor gewundert, daß der alte Mann scheinbar von der Luft lebe, so war nun des Redens kein Ende, was im alten Hause verpraßt werde, während die ganze Nachbarschaft nicht Schmalz für die Suppe hätte.

Nachdem der alte, bucklige, taube Mann eine Woche in seinem Hause gelebt hatte, richtete er bei seinen Gängen durch die Gassen, Winkel und Höfe allgemach den Kopf mehr in die Höhe, grüßte schüchtern und verzog den Mund zu einem Lächeln; aber es war eben ein grundhäßlicher Mund und das Lächeln stand ihm übel, die Leute nahmen es nicht gut auf. Einer sagte zum Andern: „Der braucht nicht noch Gesichter zu schneiden; wenn man so häßlich ist, sollte man wenigstens ein freundliches Gesicht machen und keinen Menschen ausspotten, als höchstens sich selber!“ — Man erwiederte seine Grüße unfreundlich, als ob es zu viel Mühe mache; da grüßte er noch schüchterner, das Lächeln erstarb auf den Lippen und endlich hörte die Begrüßung gegenseitig auf,

nur einige schlimme Knaben schrieen ihm „Buckliger!“ nach. Er hörte es nicht, aber er fühlte es, und um sein Auge legte sich ein trauriger Ernst, eine tiefe Schwermuth. Der alte Mann wurde in Mitte des belebten Stadttheiles ein finsterer Einsiedler, so stumm, wie ein solcher nur unter den Bäumen daher wandeln kann.

Auf diese Weise hatte der Mann zwei Jahre lang in seinem Hause gelebt und durch die kreischende Haushälterin wurde kein freundliches Band mit der Nachbarschaft geknüpft; sie war von einem rauhen, harten Wesen, das nur noch mehr Feindschaft säte und diese wucherte so hoch, wie irgend ein Unkraut. Plötzlich wurde es in dem Hause noch stiller als zuvor. Die Magd war über Nacht verschwunden, Niemand wußte um ihr Fortgehen und das Wohin? — Da gab es böse Vermuthungen; das alte Haus wurde ein unheimlicher Gegenstand. Der Mann war nun völlig allein. Er ging zum Mittagessen aus dem Hause; am Morgen brachte ein Mädchen aus dem nächsten Dorfe jedesmal einen Topf Milch mit dem dazu gehörenden Brode, was sie nach eigener Aussage in die Hausflur stellte; an jedem Samstage kam sie, um des Mannes Stube zu scheuern und seine abgetragene Wäsche zum Reinigen mitzunehmen. Auf alle an sie gestellten Fragen hatte sie wenig zu berichten: der alte Mann besorge sich Alles selber und wohne in einer Stube voll Büchern; er sei sehr still,

aber freundlich und bezahle ihr mehr, als sie verlangen könnte.

An einem Frühlingsabende geschah etwas Neues. Der alte Mann brachte von seinem Spaziergange etwas unter seinem Mantel nach Hause. Am andern Morgen sah man ihn mit einem kleinen Hunde ausgehen und der Hund war, obgleich sehr jung, wo möglich noch häßlicher als sein Herr, ein kleiner, struppiger, halbverhungerter Rattenfänger von der geringsten Gattung.

Dieser Hund wurde nun der zweite Gegenstand des allgemeinen Mißfallens, wie ich Eingangs bemerkte.

So stand es an dem Tage, wo ich meine Leser in den bezeichneten Stadttheil einführte.

Ein Jahr war über die Zeit hingezogen, wo das alte Haus seinen neuen, thierischen Bewohner aufgenommen hatte. Mann und Hund schienen unzertrennlich zu sein. Der Letztere war nicht mehr mager, aber er blieb ein häßliches Thier und deßwegen die Zielscheibe des Kinderspottes. Es schien, als ob er die bestehende Feindschaft fühle und seinen Herrn auf jegliche Weise zu rächen suche; denn er bellte und kneifte, wenn er hinter demselben herging, und vergalt jede Verhöhnung und jeden Steinwurf mit einem Sprunge gegen die Wade der bösen Knaben. Er schien der ganzen Welt feind zu sein und Niemand zu lieben, als seinen alten Herrn.

Es war also wieder zur Zeit des Frühlings, wo

die Nächte so mild sind und ein süßer Friede über die Natur ausgebreitet liegt. Kein Lüftchen regte sich; Alles ruhte in tiefem Schlafe; selbst der Mond war nicht sichtbar. Plötzlich wurde die Nachtruhe unterbrochen durch das laute, anhaltende Gebell eines Hundes, das aus dem alten Hause drang. Da und dort öffnete sich ein Fenster, ein Kopf sah durch dasselbe, zog sich aber bei der Entdeckung schnell wieder zurück; was geht es uns an? mochte Jeder denken. Das Gebell wurde immer heftiger — und nun ertönte ein Schuß und hallte durch die stille Nacht, weit, weit hin. — Jetzt eilte Mancher zum Fenster, — aber es war wieder todtenstill geworden; immer am gleichen Platze leuchtete das matte Nachtlämpchen des einsamen Greises. Die abgelösten Posten kamen auch durch diese Gegend gezogen; sie hatten den Schuß vernommen. Stimmen riefen zu ihnen hinab und lenkten zum alten Hause. Es wurde gerufen, geklopft — alles blieb stille. Endlich ging wieder Jedes zur Ruhe und dachte gleichgiltig: „Vielleicht hat der Alte sich und den Hund dazu erschossen!"

Am andern Morgen sprachen die Leute unter jeder Hausthüre darüber und man sah den Distriktsvorsteher in das bewußte Haus gehen. Er blieb lange dort und als er heraustrat, folgte ihm der Mann, welcher einen beschriebenen Zettel an die Thüre klebte. Darauf stand einfach, das Haus sei wieder zu vermiethen.

Um die zwölfte Stunde ging der Bucklige wie gewöhnlich zum Mittagessen und sein Hund folgte ihm auf dem Fuße. Alles war wie sonst, nur die bevorstehende Abreise des Mannes war das Neue. Es entstand über den geheimnißvollen Vorfall große Neugierde und — wie sonderbar! zu allem hin gesellte sich Verdruß, daß der Alte nicht mehr unter ihnen verweilen möge. Nur die Kinder hörten die Nachricht mit Frohlocken, denn nun waren ihre Beine nicht mehr durch den häßlichen Hund gefährdet.

Am Abend desselben Tages war es besonders mild und frühlingsduftig. Die harte Erde war bereits aufgethaut und die Kinder bohrten ihre Grübchen hinein zum Schusserspiele. Es war Feierabend, die Leute saßen auf den Hausbänken und auch der alte Mann war ausgegangen. Nach einiger Zeit kam er wieder, von seinem treuen Hunde begleitet, zurück und schritt gegen seine Wohnung zu. Er hatte kaum Raum, zwischen den Spielenden durchzugehen, aber er that es vorsichtig, um sie nicht zu stören. Sei es, daß bei diesem Anblicke in seinem Herzen Erinnerungen an die eigene Kindheit erwachten, sei es, daß die Frühlingsluft ihn besonders weich gestimmt hatte: er blieb lächelnd stehen, nickte den Kindern zu, zeigte rege Theilnahme an Gewinn und Verlust und als ein Knabe alle seine Schusser verloren hatte, griff er in die Tasche und warf ihm bunte Zuckerplätzchen zu, welche in den Spielkreis,

gleich Schussern, hineinrollten. Es war so gut gemeint, aber es hatte ein schlimmes Ende. — Augenblicklich fiel die ganze Schaar über die bunten Zeltchen her, ohne den Geber zu beachten; Jedes wollte sich einen Theil zueignen und es entstand ein lustiges Ringen, wie das zu geschehen pflegt. Der Hund aber verstand diese Knabenweise nicht; er sah nur Streit und er mochte die weggeworfenen Zeltchen als seines Herrn Eigenthum betrachten. Wüthend stürzte er sich unter die Menge; vergebens rief ihn der Mann zurück; seine schwache Stimme erstarb unter dem Lärm. Da hob ein Knabe einen großen Stein auf, schleuderte ihn gegen das Thier und — o, wie zuckte der alte Mann zusammen! — der Stein hatte gut getroffen — der Hund sank darnieder.

Nun endete plötzlich der Streit; die Kinder ließen die Arme sinken, Jedes blieb wie festgewurzelt stehen. Der alte Mann trat ungehindert zu dem Hunde, es erweiterte sich der Kreis, und neben dem getroffenen Thiere kniete sein Herr; er beugte sich zu demselben; mit brechendem Auge sah das treue Thier auf den alten Mann und versuchte dessen Hand zu lecken, aber er röchelte und starb.

Jetzt drang ein lautes Stöhnen aus des Mannes Brust und er drückte den todten Hund an sein Herz. Ein Kreis hatte sich gebildet von Klein und Groß, es herrschte tiefes Schweigen. — Was zog da plötzlich durch die Versammlung? Es war der milde

Geist des Mitleids und er ist ein mächtiger Geist! er bringt die Liebe mit sich. Auf einmal war der alte, häßliche, taube, bucklige, angefeindete Mann der Gegenstand allgemeiner Theilnahme geworden. Man näherte sich ihm, suchte ihn aufzurichten und er ließ sich wie bewußtlos zur nächsten Hausbank führen, den todten Hund im Arme haltend.

Da saß er nun, gebeugt, schweigend. Er sah nicht rechts, er sah nicht links; er warf keinen zürnenden Blick auf die Knaben, er blickte nur auf seinen Hund. Auf einmal löste sich seine Versunkenheit und er brach in ein stilles Weinen aus; Thräne um Thräne rann auf seinen getödteten Liebling hernieder. O, wie diese Thränen alle Umstehenden ergriffen! Thränen aus den Augen eines Greises! Wenn Kinder weinen, so gleichen die nassen Perlen den Seifenblasen, in welchen die Sonne funkelt: sie wechseln mit dem Lächeln. Aber die Thränen des Alters sind gleich den Blutstropfen aus einer tiefen Wunde; wehe dem, der sie fließen macht!

Solch ein Weh mochte die Umstehenden durchzucken. Einer nach dem Andern legte seine Hand auf die des Greises; milde Trostworte träufelten auf seinen Schmerz. Und sie berührten das arme, verschlossene Gemüth, daß es sich öffnete. Der Mann bewegte die Lippen, er rang nach Worten, er sah die Menschen um sich an mit einem wehmuthsvollen Blicke und stammelte nur: „O, wenn Ihr wüßtet!“ —

O, wenn Ihr wüßtet! Diese drei Worte wirkten elektrisch auf die Umstehenden. Enthielten sie nicht eine vorwurfsvolle Anklage? Wußten sie nicht, daß der Hund des Mannes einziger Freund gewesen war und — warum? —

Plötzlich raffte sich der Mann zusammen und sprach: „Nachbarn, ich will Euch erzählen, wie es mit mir steht und warum ich über das Thier weine, mehr als man vielleicht über ein Thier weinen sollte."

Er sah fragend in der Runde umher, alle Blicke forderten ihn theilnehmend auf zu sprechen und er begann sein Geschichte.

II.

Eine Leidensgeschichte.

„Ich war häßlich und verkrüppelt von Anbeginn meines Lebens. Hätte meine Mutter meine Geburt überlebt, sie würde mich dennoch geliebt haben, aber sie starb und fremde Leute nahmen mich auf. Mein Vater bezahlte genug Geld, um für mich gute Pflege zu erkaufen, aber Liebe ist nicht käuflich. Auch er starb bald und ich war nun völlig eine Waise. So wuchs ich auf; meine Wärterin nannte

mich öfters den Buckligen, als sie meinen Namen aussprach. Auch die Schulknaben hießen mich nicht anders und sie sagten: ich sei von Gott gezeichnet. Ich verstand anfangs den Sinn dieser Worte nicht; bald aber merkte ich, es heiße so viel als: Gott habe den Leuten ein Merkmal durch meinen Buckel gegeben, daß man mich meiden und nicht lieben solle. — Aber nein, das glaubte ich nicht vom lieben Gott, den man mich als das höchste, gütigste, gerechteste Wesen anzubeten lehrte. Ich fühlte mich sehr unglücklich und ich hatte auch täglich Grund genug hiezu. Alles Schlimme, das in der Schule geschah, mußte „der Gezeichnete" gethan haben, und als ich sah, daß keine Vertheidigung nützte und mir nur noch vermehrte Schläge eintrug, schwieg ich. So wurde ich schon in frühester Jugend schweigsam, wie kein anderes Kind. Wo ich ging und stand, sahen mir die Leute nach; aber ich merkte, daß es mißfällige Blicke waren; ich schämte mich, so häßlich zu sein und schlug die Augen nieder. Ich fürchtete mich beständig und überall; jedes Wort, jede Berührung brachte mir Schrecken; mein Blick wurde scheu, ich bebte leicht zusammen und dann mußte ich oft hören: das komme vom schlechten Gewissen. — Was sollte ich unter den Menschen thun? Ich setzte mich gerne mit meinem Buche in einen recht einsamen Winkel und das waren meine glücklichsten Stunden. Da hieß es: ich hätte ein kaltes, liebloses Gemüth; o,

ich sehnte mich nach Liebe; ich hätte gerne mein ganzes Herz aufgeschlossen und hingegeben, aber wer kümmerte sich um den armen Buckligen! —

Mein Vater hatte mir ein hinlängliches Erbe hinterlassen, um davon sorgenlos, so weit sich dieses Wort auf meine äußere Existenz bezog, zu leben. Als ich erwachsen war, zog ich bald da=, bald dorthin; aber ich fand überall dasselbe: entweder Verspottung, oder ein einsames Leben. So wurde ich ein Mann und endlich ein Greis. Ich wurde nun von Tag zu Tag häßlicher und ich gewahrte es selbst mit Schrecken.

Vor mehreren Jahren war mir von einem fernen Verwandten dies Haus als Erbtheil zugefallen. Ich hatte gehört, daß es von armen Leuten gemiethet sei und wollte dieselben in ihrer gewohnten Behausung nicht stören. Als ich aber einmal hier vorüber kam, gefiel mir das alte Haus und die ganze Stadtgegend. Ich malte mir in meinen Gedanken aus, wie ich hier ruhig mein Alter verleben und — vielleicht noch ein wenig geliebt werden könnte. Was sollte ich mit meinem Vermögen thun? Hier wollte ich zuerst stille beobachten und dann helfen und rathen, nach besten Kräften. Die armen Leute, dachte ich mir, werden sich nicht so mißfällig von dem häßlichen Manne abwenden, wie die Reichen, welche an so viel Schönes gewöhnt sind. Hier konnte ich von meinem Fenster aus die Kinder spielen sehen und ich hatte von jeher

die Kinder geliebt. Ich zog also selbst in mein Eigenthum, mit einem Herzen voll Zuversicht, Hoffnung und Liebe. Aber es hatte sich zu meiner Ungestalt noch etwas Neues gesellt: ich war gänzlich taub geworden. Wie sollte ich nun eine Verbindung anknüpfen können mit meinen neuen Nachbarn?

Als ich hieher zog, hatte man mir eine Magd als Haushälterin anempfohlen, die in großer Armuth lebte, aber eine tüchtige Arbeiterin war. Ich nahm sie mit mir; ich theilte ihr meine Pläne mit; sie sollte mir beistehen, diese zu verwirklichen; sie sollte mir ihre Ohren leihen, sie sollte geben mit offner Hand und offenem Herzen. Aber ich merkte bald, daß sie nicht die Person war, welche ich zu meinem Plane brauchte. Ich sah ihre kalten, unfreundlichen Mienen; ich sah, wie sie stolz und hoffärtig wurde, und dabei sah ich auch die unfreundlichen Blicke der Nachbarn, die mir galten. Da brach mein Muth, und der arme Einsiedler gab jede Hoffnung auf, je ein Glück zu finden, als in seiner himmlischen Neugestaltung.

Ich beschloß, die Haushälterin fortzuschicken. Ehe aber diese Zeit gekommen war, *benützte sie meine Taubheit und bestahl mich während der Nacht*. Durch Gottes Fügung entdeckte ich es und überraschte sie bei der That. Der Schrecken hatte sie überwunden. Das starke Weib, welches mich leicht hätte bezwingen können, sank vor mir auf die

Kniee und bat um Schonung. Unter meinem Fenster zog die Wache vorbei; ich hätte sie derselben übergeben können und sie wußte dieses. Sie bat mich noch einmal, sie nicht unglücklich zu machen. Dies Wort schlug an mein erzürntes, empörtes Herz und beruhigte es. Ich wußte, was dies Wort bedeutet. Nicht unglücklich machen! Ich war seit meiner Kindheit unglücklich. Nein, durch mich sollte es Niemand werden. Ich gab ihr Geld, damit sie vor Armuth und Verbrechen geschützt sei, aber sie mußte noch in derselben Nacht mein Haus verlassen.

Nun war ich ganz allein und hatte kein lebendiges Wesen mehr in meiner Nähe; aber es war mir wohl dabei; ich hatte doch meine einsame Stube, wo mich Niemand verhöhnte. So lebte ich einige Zeit ohne Freud und ohne Leid. Es kam der Frühling; ich hatte ihn von jeher geliebt, denn ich liebte die ganze Natur und besonders alles, was jung war, also auch die jungen Gräser und Blättlein. Da ging ich des Abends hinaus auf die Wiese, durch welche der Fluß hinströmt. Ich hatte immer den Fluß vermieden, obwohl ich die fröhlichen Wellen so gerne ziehen und wandern sah; aber ich wollte darin mein häßliches Bild nicht widerspiegeln sehen. Heute konnte ich meiner Sehnsucht nicht widerstehen. Der Abendhimmel leuchtete so herrlich in die klare Fluth hinein. Ich näherte mich also dem Wasser und setzte mich unter einen Weidenbaum, der bereits ausge-

schlagen hatte und grünte. Da saß ich in friedliche Gedanken vertieft, lange Zeit. Als ich den Blick aufschlug, sah ich zwei Knaben daher kommen, und sie zogen etwas an einem Stricke hinter sich nach. Es war ein kleiner Hund, aber häßlich und abgemagert. Bald war ich im Klaren, was hier vorgehen sollte, denn die Knaben banden einen Stein an den Strick, stießen den Hund verächtlich von sich und jede ihrer Mienen sprach deutlich: „Fort mit dir, du widerliches, häßliches Thier."

Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen und weinte über mich und den Hund. Ich hatte augenblicklich das arme Thier als Leidensgefährten lieb gewonnen. Was hätte ich darum gegeben, es zu retten! Aber ich hatte kein Geld bei mir und würden die fremden Knaben mir glauben, daß ich bezahlen wolle und könne? Ich fürchtete mich vor ihrem Hohne und Spotte; es waren starke, große Knaben und ich bin ein kleiner, buckliger Greis! Wieder senkte ich mein Gesicht in die Hände, um die That nicht bis zum Ende zu sehen.

Als ich mich nach einer Weile aufrichtete, waren die Knaben bereits fort und ich sah sie in ziemlicher Entfernung gehen. Da schlich ich an den bewußten Platz. Eine Freude, wie ich sie selten empfunden habe, jubelte in meiner Seele. Der Hund lebte noch, er war nahe am Ufer und das Wasser am Gestade war seicht. Ich eilte ihm zu Hilfe, stieg in das

Wasser, schnitt den Strick, an den der Stein befestigt war, entzwei und trug das Thier unter meinem Mantel, den ich der Abendkühle wegen mitgenommen hatte, nach Hause. Ich gab ihm meine gewärmte Abendmilch und legte ihn zu mir in das Bett, denn wir Beide bedurften der Wärme. — Selten noch habe ich so gut geschlafen, wie in jener Nacht. Das arme Thier schmiegte sich an mich und suchte Wärme und Schutz bei mir. Ein Wesen bedurfte meiner, es schrack nicht vor meiner Häßlichkeit zurück; o, wie wohl mir dies that!

Von diesem Tage an liebte ich den Hund und er liebte mich. War es auch nicht jene Liebe, die meine Seele begehrte, so war es doch auch Liebe und ich begnügte mich mit derselben. Ich wurde sanfter durch den Hund; ich konnte mit größerer Ergebung die Härte der Menschen ertragen und als ich gewahrte, wie auch das Thier seiner Häßlichkeit wegen überall leiden mußte, fand ich sogar Trost in der Gleichheit unsers Schicksals.

So hatten wir bereits ein Jahr als unzertrennliche Gefährten gelebt. Der Hund schlief stets zu Füßen meines eigenen Lagers. Gestern wurde ich mitten in der Nacht geweckt, nicht durch des Hundes Gebell, denn dies konnte ich nicht hören, sondern durch sein heftiges Scharren an meinen Händen. Erschreckt fuhr ich von meinem Lager empor. Beim matten Schein der Nachtlampe sah ich meinen Hund bellend, als

wie im Angriffe, auf meinem Bette stehen und durch die halbgeöffnete Thüre erblickte ich eine daherschleichende Gestalt. Man wollte mich berauben, vielleicht tödten.

Sogleich riß ich die geladene Pistole, welche ich in meiner Einsamkeit stets zum nöthigen Schutze bereit hatte, von der Wand und feuerte sie ab. Gottlob! der Schuß hatte nicht getroffen! aber der Räuber entwich, er mochte einen zweiten Schuß oder die aus dem Schlafe gestörte Nachbarschaft fürchten. Ich war gerettet, gerettet durch meinen Hund. Ich sank auf die Kniee, dankte Gott für meine Rettung und für den treuen Beschützer, den Er mir geschenkt hatte.

Der Frühling stimmt mich immer weich; aber ich war es doppelt durch die Vorgänge der Nacht. So ging ich heute Abends in Vergessenheit jeder Kinderunart, die ich erduldet hatte, durch ihre spielenden Reihen. Ich mußte stehen bleiben und zuschauen. Die bunten Kugeln rollten so lustig auf der Erde; ich hatte als Knabe oft mit ihnen gespielt und mir war's, als sei ich selbst wieder ein Kind, als sollte ich mitspielen. Da warf ich die runden Zeltchen in die Reihen und —"

Der alte Mann schwieg; er konnte nicht weiter reden, denn wieder floßen seine Thränen auf das todte Thier herab, welches auf seinen Knieen ruhte.

Die Kinder waren zu seinen Füßen niedergesunken und die jungen Augen schauten auch mit Thrä-

nen zu ihm empor. Tiefes Schweigen herrschte; die Reue waltete in allen Herzen. Da erklang vom nahen Thurme die Abendglocke; es war ein Gottesruf, der in die Versammlung tönte. Jedes faltete die Hände und betete; auch der alte Mann betete.

Als die Glocke verklungen war, schien ein anderer Geist über die Versammlung gekommen zu sein, auch über den Greis. Die Glocke hatte ihm viel von der Liebe Gottes erzählt und als er aufblickte, sah er auch in den Augen der Menschen — Liebe. Er verstand sie. Ruhig legte er seinen todten Gefährten auf die Bank; er bedurfte seiner nicht mehr, denn er hatte menschliche Theilnahme gewonnen, er streckte seine Hände gegen die Umstehenden aus, und Alle griffen darnach. — Darauf wollte er gehen. Eine Hand hielt die seine noch fest; es war die Hand des Vaters, dessen Knabe den Hund getödtet hatte. Der Mann führte den wankenden Greis zu dessen Wohnung, und Alle folgten ihm.

In jener Nacht war der alte Mann nicht allein; sein Begleiter saß am Bette und bewachte den unruhigen Schlaf des Greises. Als dieser am Morgen erwachte und an's Fenster trat, sah er eben die Kinder leise hinausgehen; sie hatten im Hofraume sein Hündlein begraben.

An jenem Tage wurde die Ankündigung, das Haus sei zu vermiethen, von der Thüre entfernt; wer

es gethan, war unbekannt; aber der alte Mann verstand die stumme Bitte und blieb. —

Eine neue Zeit war für den bisher Einsamen, Verachteten, Ungeliebten angebrochen. Wer nunmehr durch den bezeichneten Stadttheil wanderte, der fand das alte Haus verändert. Es war heruntergeputzt, keine Spinngewebe umzogen mehr die Fenster; die Sonne vergoldete die reinen, klaren Scheiben und darin waltete eine rührige, heitere Magd, die oft bei ihrer Arbeit sang und lachte. Viele Leute gingen durch die Thüre ein und aus und darunter waren viele Kinder. Dort lebte ihr Liebling, der für sie immer willkommene Gaben hatte, der Vater der Armen, der Rathgeber und Helfer in Noth und Bedrängniß. — Wenn Abends die Kinder auf dem Platze spielten, stand er bei ihnen und ging er hinaus auf Feld und Flur, so war eine Schaar seine Begleitung; man sah ihn fast niemals allein gehen. Dies war aber kein Anderer, als der alte, häßliche, taube, bucklige Mann.

* *
*

So lautet die einfache Geschichte „des Mannes mit dem Hunde,“ die ich theils selbst erlebt, theils erfahren habe. Es ist jene stille Herzensau, welche das Geschick erst spät vor dem Menschenauge aufdeckte, vergleichbar jenen verborgenen Gegenden, deren ich Anfangs erwähnte.

O, wie oftmals streift der kühne Bergsteiger durch wilde Regionen, um solch' romantische Plätze aufzufinden. Aber wäre es nicht noch lohnender, nach jenen reichen, milden Herzensauen zu forschen, welche verborgen liegen hinter einem abschreckenden Aeußern. —

Lieber Leser! Wo immer solche Mißgestalt Dein Auge abstößt, so denke an diese kleine Geschichte. Nicht allezeit, aber vielleicht doch manchmal, kannst Du eine ähnliche Entdeckung machen und gelingt sie Dir, dann bist Du auch ein „Columbus"; denn jedes wahrhaft edle Gemüth ist ein „Goldland". Die Liebe und Dankbarkeit, welche Du darin findest, vermag Dich weit mehr zu beglücken, als alle irdischen Schätze vermöchten. —

Streit und Friede.

Streit und Friede.

I.

Ankunft.

Wer hätte nicht einen besondern Lieblingsbuchstaben, den er beim Probiren der Feder zu kritzeln pflegte? Anselms Auserwählter war das A. Er stand von Schnörkeln umgeben, bald lateinisch, bald deutsch auf dem Schmierblatte seiner Unterlage und man konnte über die dabei obwaltende Gedankenverbindung nicht in Zweifel sein, denn oftmals hieß es, nebst seinem eigenen Namen: Aiblhausen *), August.

Kein Wunder! Anselms Großeltern verbringen zu Aiblhausen den ganzen Sommer und haben den Enkel auf den Ferienmonat August eingeladen; auch seine zwei besten Kameraden, zwar noch ehrsame deutsche Schulbuben, während er bereits Lateinschüler

*) Ich rathe den jungen Lesern dieser Geschichte, die darin vorkommenden Ortsnamen nicht auf der Landkarte aufzusuchen. Aus billiger Rücksicht haben dieselben Abänderungen erlitten.

ist, ziehen mit der Mutter dorthin. Und nun ist diese heißersehnte Zeit wirklich gekommen; nun erblicken wir bereits Anselms Schwarzkopf mit den lebhaften, dunklen Augen und der langen Nase zwischen zwei runden, blonden Köpfen im Waggonfenster, die Haube abschiednehmend gegen Eltern und Geschwister schwenkend. Dieselbe ist sehr alt und verbraucht, ein Erbtheil seines absolvirten Bruders, aber nichts desto weniger eine Studentenhaube, Anselms Stolz!

Mit der Eisenbahn geht es ohnedieß schnell und so begrüßen wir unsere jungen Gebirgsreisenden um die Mittagsstunde bereits am Ziele. Anselm springt zuerst aus dem Waggon, wirft das Ränzchen auf den Rücken, schwingt den Stock und kann in seiner Lebhaftigkeit kaum erwarten, bis Mutter Schäfer ihren Koffer dem Stationsdiener zur Besorgung übergeben hat. Alles in Ordnung! — Anselm ist ein kundiger Wegweiser und eilt als solcher voran, zuerst etwa dreißig Schritte neben der Hecke des Perron, dann quer über die Straße, welche in den Ort führt, auf den Wiesenpfad einlenkend. O, welch' ein lieblicher Weg! Die blaue, von Sommerduft umschleierte Gebirgskette in ihrer vollen Ausdehnung mit dem „wilden Kaiser" im Hintergrunde fesselt das Auge. Aber wir müssen ein wenig auf den schmalen Weg achten; er zieht sich neben einem klaren, grün umbuschten Bache dahin und nun überschreiten wir diesen auf einem ziemlich hohen Stege. Wir gelangen zur

Rückseite des Ortes. Der Pfad engt sich noch mehr ein zwischen dem Zaun des Wirthsgartens und den Badehäuschen, dem Wasserthurme, einem großen Lindenbaume, in dessen, über dem Wasser hängenden Aesten schattige Sitze angebracht sind. Jetzt aber breitet sich links eine große Wiese aus; wir erblicken zierliche Landhäuser mit Altanen. Auf einem derselben steht eine dicke, alte Frau mit schneeweißen Haaren und dem rosigsten, heitersten Gesichte von der Welt, als ob der Frühling noch immer blühe in ihrem Herzen; neben ihr ein schöner, militärischer Graubart mit jovialer Miene. Anselm schwingt seinen Stock und seine Haube; er ist erkannt! ein weißes Tuch flattert ihm entgegen. Aber er deutet auf seine Gefährten, hält beide Hände neben den Mund, um den Schall zu verstärken und schreit aus Leibeskräften: „Komme gleich! drüben von der Straße her!“ —

Es ist auch nur eine geringe Abschweifung. Wenige Häuser und das letzte, welches den Schluß des Ortes bildet, steht vor den Ankömmlingen. Unter der Thüre harrt die Hausfrau ihrer Sommerfrischler und heißt sie mit freundlichem, lächelndem „Grüß Gott!“ willkommen; viel Reden liegt nicht in ihrem Brauch.

Anselm ruft: „Ich bin bald wieder da!“ und biegt um die Ecke nach der Straße, um auf diesem Wege zu den Großeltern zu gelangen. Da stehen die

beiden Alten und hinter ihnen die Lene, Beherrscherin von Küche und Keller. Der Knabe hängt mit einem Sprunge am Halse des Großpapa's, es schallt ein Kuß auf beiden Wangen der Großmama, dann schiebt sich sein Arm schmeichelnd in jenen der Lene, er raunt ihr in's Ohr: „Lene, ich bin hungrig wie ein reißender Wehrwolf! Nur schnell aufgetragen, sonst verzehr' ich Dich mit Haut und Haar! O, da steht schon die Bierkanne!“ —

Während Anselm zwischen den Großeltern am wohlbesetzten Tische sitzt, von Daheim erzählt und seinen Heißhunger stillt, wollen wir uns bei dessen Reisegefährten umsehen und das Terrain untersuchen, da es künftig der gemeinsame Spielplatz sein wird. Wir begeben uns zu diesem Zwecke auf die Altane des stattlichen Hauses, wo Frau Schäfer Einzug gehalten hat und überschauen von hier aus die Nähe und Ferne.

Zur linken Seite zieht sich die Landstraße vorüber von grünen Hügeln begrenzt. Rollende Wagen jeder Gattung, wandernde Handwerksburschen, Landleute, Spaziergänger zum nahen Wäldchen mit der Kaffeeschenke, bellende Hunde, am Wegraine weidende Ziegen, kurz ein buntes Durcheinander von Menschen und Thieren beleben dieselbe von früh Morgens bis spät Abends. Den Mittelpunkt vor unsern Augen bildet in der Ferne, von grünen Bäumen umrahmt, die schimmernde Gebirgskette, in der Nähe aber das

Gärtchen mit seinem Blumenschmucke, den sich gelbenden Gurken, den von Raupen zerfressenen Kohlköpfen und dem Sommerhause im Schweizerstile. Wenden wir unsern Blick nach rechts, so gewahren wir auf der Wiese dicht neben dem Hause einen mächtigen Sandhügel, auf welchem eine Stange mit weißblauer Fahne emporragt. Ei, da muß ein Knabe in der Nähe sein! — Richtig, dort kniet er auf einem Bänkchen, das in's Wasser hinein ragt und zur Bequemlichkeit der Wäscherinnen angebracht ist. Der Kleine von etwa sieben Jahren neigt sich tief hinab zur Fluth, seine langen, blonden Haare fallen ihm über's Gesicht, während er mit den Armen im Wasser herumfährt. Neben ihm steht als Zuschauer ein anderer Knabe gleichen Alters, die Haube mit dem Schirme tief in die Stirne gedrückt, ein Schurzfell umgeschnallt. Der Bach ist hier von Weiden- und Erlengebüschen malerisch umgeben; etwas weiter unten befindet sich die Furth mit regem Verkehr zwischen dem Ort und der Wiese. An deren Abschluß aber saust und braust, pustet und dampft der Eisenbahnzug wohl jede halbe Stunde dahin; wir erkennen noch in der Ferne die sich aufspannenden oder niedersenkenden Holzarme und das von wildem Wein umrankte Häuschen des Bahnwärters.

Frau Schäfer hat sich mit ihren beiden Knaben nun auch bereit gemacht, um das Mittagessen beim Schuhbräu einzunehmen. Oskar und Richard sind

ihr durch die Hausthüre vorangeeilt. Sie haben die beiden Knaben am Wasser entdeckt und sich ihnen neugierig genähert. Richard frägt den kleinen Zuschauer: „Was thut er denn?"

Dieser antwortet lakonisch: „Fischen, und nichts erwischen." Aber sieh da! der kleine Fischer erhebt sich soeben und hält in der Hand ein zappelndes Fischlein. Jubelnd springt er in's Haus, in die Küche, Alle ihm nach. „Ja, was hast denn da, Georgl? frägt die Großmutter.

„Eine Forell'!" schreit der Glückliche. Sein Kamerad verzieht etwas spöttisch den Mund und berichtigt: „Ja, wenn's nicht ein Gründling wär'! komm'! gib ihn meiner Katz."

Eine Zornesgluth fährt aus den Augen des kleinen Fischers; er holt mit der Linken zum Schlage aus; aber die Großmutter wehrt ruhig ab und sagt: „Der Sepp hat schon recht! 's ist ein Gründling und noch viel zu gering zum Braten. Geh, Georgl, trag' ihn wieder in's Wasser; gönn' ihm doch 's Leben und laß ihn auswachsen." —

Und wieder geht der kleine Zug zum Bache. O, wie lustig der frei gegebene Gefangene in sein heimisches Element schlüpft, wie er darin auf und nieder schnellt, wie er im Kreise umherzieht und endlich dann verschwindet.

„Oskar! Richard!" tönt es unter der Hausthüre. Die beiden Knaben trennen sich nur ungerne von den

neuen Spielgenossen, obgleich dieselben wohl um 3—5 Jahre jünger, als sie selbst sind. Aber die Bekanntschaft ist viel verheißend angeknüpft. Wird das lustig werden! Bereits fünf Mann hoch ist die Kompagnie: Anselm, Oskar, Richard, Georgl und Sepp.

II.

Der Festungsbau.

Es dauerte nicht lange, bis Anselm vor dem zuletzt bezeichneten Hause erschien. Da sein Ruf nach den Kameraden unbeantwortet blieb, sah er über den Gartenzaun und beobachtete Georgl, welcher vor einem dicken Brette kniete und mit dem Beile einen von Raupen zerfressenen Kohlkopf bearbeitete. Mit raschen, sichern Hieben trennte er rings die Blätter ab, bis nur mehr das gelbe Herzchen übrig war. Dann warf er's in die geflochtene Wanne zu seiner Seite und griff nach der nächsten Staude, während er das lange Haar aus der Stirne schüttelte.

Anselm war inzwischen näher getreten. Die Sache gefiel ihm und er rief jetzt: „Laß mich's auch probiren!“ — Bereitwillig erhob sich der Kleine von den Knieen und übergab ihm das Beil. Aber das

Ding hatte seine Raupen, wie man zu sagen pflegt. Hieb auf Hieb ging daneben; Anselm gefährdete sogar seine Finger, ließ den Kohlkopf fallen und vernahm nun neben sich ein helles Lachen. Er blickte erzürnt auf. Vor ihm stand der kleine Sepp, die beiden Hände in den oberen Theil des Schurzfelles gesteckt, und sagte: „Meinst, 's sei so leicht? Hauen und Treffen ist zweierlei." —

Anselm wollte eben zornig auffahren, aber es war gar ein lustiges, gutmüthiges Kindergesicht, das ihn anblickte; nein, er konnte nicht böse sein. Doch war er froh, daß eben Oskar und Richard um die Ecke bogen und ihn fröhlich begrüßten. Er warf also nur einen Blick auf Sepp, welcher deutlich sagte: „Du sollst meine Ueberlegenheit bald genug fühlen, kleiner Knirps." — Laut rief er: „Jetzt kann's losgehen. Ich bleib' den ganzen Nachmittag bei Euch. — Dort ist ein herrlicher Spielplatz, kommt!"

Die drei Knaben eilten zum Sandhügel, während die beiden Einheimischen noch etwas schüchtern in der Ferne standen.

„Ich ergreife hiemit feierlich Besitz von diesem Lande!" rief Anselm, indem er die blauweiße Fahne herauszog, sie zur Seite warf, seinen Stock hineinstieß und die Studentenhaube darauf setzte. Dann rief er, wie ehedem Landvogt Geßler: „Und jetzt kommt zur Huldigung und beugt Eure Knie, oder Ihr seid des Todes!" —

Oskar und Richard, bereits an Anselms Oberherrschaft gewönt und in solche Spiele eingeschult, thaten alsogleich, wie ihnen geheißen; Georgl dagegen nahte sich mit trotziger Miene, hob seine so schlecht behandelte Fahne vom Boden auf, und wollte sie in's Haus tragen, als Anselm rief: „Was! ein Rebell! halt! rechtsum!“ —

Sei es nun, daß Georgl der großmütterlichen Ermahnung gedachte, gegen die fremden Knaben höflich zu sein, oder daß ein Spiel mit ihnen doch verlockend war: er besann sich plötzlich eines Bessern, pflanzte sich vor Anselm auf, schulterte seine Fahne und beugte das Knie. Dies gefiel dem kühnen Eroberer ausnehmend und er sagte: „Ich nehme Deine Unterwerfung in Gnaden an und verleihe Dir Pardon. Und nun erhebt Alle die Hand zum Fahneneid und sprecht mir laut und deutlich nach, was ich Euch vorsage.“

Richard und Oskar erhoben drei Finger, die beiden Andern blickten nach ihnen und thaten das Gleiche. Alle wiederholten Anselms Worte: „Wir schwören — und geloben — Gehorsam und Unterwürfigkeit — unserm Herrn und Oberhaupte! — Wir schwören, — ihn nicht zu verlassen — und ihm treu zu bleiben bis zum Tode!“ —

Als der Fahneneid geleistet war, rief Anselm: „Nun beginnen wir sogleich mit dem Bau einer

Festung nach meinem reiflich in einer halben Minute ersonnenen Plane. Seht her!" —

Er setzte seine Haube wieder auf, zog den Stock aus dem Sandhügel und bezeichnete mit demselben die Punkte, während er sprach: „Hieher kommt der Thurm zu stehen; dies wird der Schloßhof; in diese Ecke versetzen wir das Verließ für die Gefangenen; rings herum führen wir die Mauer auf und um das Ganze ziehen wir einen tiefen Graben, den wir mit Wasser füllen; darüber spannen wir eine Zugbrücke. Dann mögen alle Feinde und Raubritter der Gegend auf uns anstürmen, wir trotzen und widerstehen ihnen." —

Georgl nickte Sepp geheimnißvoll zu und Beide sprangen in's Haus, kehrten aber gleich wieder zurück, beladen mit Schaufel und Hacke. Sie traten vor Anselm hin und schulterten ihre Werkzeuge. Schnell besonnen, wie ein Commandant bei ausgezeichneten Thaten stets sein muß, eilte dieser zum Gärtchen und pflückte zwei goldgelbe Astern, indem er rief: „Dafür verdient Ihr einen Orden! Kniet nieder!"

Nun nahm er huldvoll die Schaufel und die Hacke aus ihren Händen, steckte ihnen die Astern an, schlug tüchtig mit dem Stock auf ihre Schultern und sagte mit unendlichem Pathos: „Erhebt Euch als Ritter von Hacke und Schaufel I. Klasse." Sodann wendete er sich an Richard und Oskar, welche verdrießlich daneben standen und rief, indem er ihnen

die Werkzeuge hinwarf: „Frisch an's Werk! vor Allem an den Graben! Verdient Euch ebenfalls Ehre und Auszeichnung."

Hei! wie es nun über die Erdarbeit herging! wie die jungen Arme sich anstrengten mit Schaufel und Hacke, die Gesichter glühten, der Schweiß von der Stirne rann! Gleich Maulwürfen wühlten Georgl und Sepp mit ihren Händen im Sande, oder schafften das gelockerte Erdreich aus dem Graben.

Anselm hatte sich inzwischen mit Zubereitung eines Wagens beschäftigt, um Baumaterial herbeizuschaffen. Von Großpapa und Mutter Schäfer, welche eben auspackte, wußte er Spagat und Stricke zu erschmeicheln, ausreichend zum Viergespann; und als die jungen Kräfte nachließen, als sie ermüdet von der Grabenarbeit inne hielten, verwandelte sein mächtiges Commando sie in muthige Pferde, die an ein großes Brett gespannt über den Rasen dahin jagten, wieherten, ausschlugen und die stärkste Ladung zogen.

Es war ein lustiges, wechselvolles, unermüdliches Spiel. Und welch ein unverbrüchlicher Gehorsam gegen den Befehlshaber in der ehrfurchtgebietenden Studentenhaube! Da waltete unter den Untergebenen kein Unterschied weder des Alters, noch des Ranges! nur der Commandant stand ehrfurchtgebietend unter ihnen. Echte Knabenlust war das Losungswort. Daran fügten sich noch Abends die Spaziergänge mit den Erwachsenen, meistens in den Wald, wo die

Zeit der wilden Räuberbanden wiederkehrte. Aber auch hier galt der Fahneneid; Anselm war und blieb der respektirte Anführer.

Vor Allem machte jedoch der Festungsbau sichtbare Fortschritte. Bereits vertieft sich der Graben zu einer schauderhaften, gähnenden Schlucht; das Burgverließ öffnet seinen schwarzen Rachen, nach einer halben Woche erhebt sich der Wall und auf dem Thurme flattert Georgl's blauweiße Fahne, ehedem so schmählich herabgerissen! Die vorübergehenden Spaziergänger hielten oftmals inne und betrachteten das Werk, oder sahen von einiger Ferne der kleinen Schaar zu; dann gingen sie lächelnd weiter und gedachten der eignen, längst entschwundenen Jugend, indem sie vor sich hin flüsterten oder dachten: „Es war doch die schönste Zeit!"

Nun schaarten sich aber die Knaben öfters im Sommerhause um ihren Commandanten. Sein sinnendes Haupt bedurfte mehr als sonst der Studentenhaube, denn es war mit der Construktion einer Zugbrücke beschäftigt. Auch dieses Werk gelang — o Jubel über Jubel! Die Festung ist vollendet! —

III.

Das schwarze Kätzchen.

Was, Thränen in Sepp's sonst so fröhlichen Augen? Die braunrothen Wangen beschmiert, als sicheres Zeichen, daß die Thränen schon eine Weile den Weg darüber genommen hatten? Auch zögert er unter seiner Hausthüre, als ob ihn ein gar wichtiges, trauriges Ereigniß an die Heimath feßle. Da muß man nachsehen.

Anselm springt seiner Schaar voraus und bleibt betroffen stehen beim Anblick des traurigen Buben. „Was ist geschehen?" ruft er mit herzlichem Mitgefühle.

Sepp bricht in ein lautes, klägliches Weinen aus. Alle umdrängen ihn und stürmen mit Fragen auf ihn ein: „Was ist's, Sepp? so red' doch nur!" Endlich stößt er schluchzend in abgebrochenen Sätzen hervor: „Uns're alte Katz — erschossen — vom Jäger — im Wald," und ein neuer Thränenstrom beklagt ihr schaudervolles Ende. Hinter Sepp aber ertönt die Stimme der Mutter in erzürntem Tone: „Gerad Recht ist ihr geschehen, der wilden Katz! Warum lauft sie sogar von ihren Jungen weg in den Wald!"

„Junge hat sie?" — riefen nun wie aus Einem Munde die drei größeren Knaben, während Georgl in's Haus springt und gleich darauf ein schwarzes,

kaum spannenlanges Kätzchen auf seinen Armen hinausträgt. „Wo ist denn das Graupelzchen?“ fragt er nun seinerseits den immer noch weinenden Sepp. Mit einem vorwurfsvollen Blicke auf die Mutter antwortet dieser: „Weggeschenkt, dem Schneider.“ — Schnell fügt die Mutter bei: „Und wenn Du nicht gleich zu heulen aufhörst, so laß ich die schwarze in den Sack stecken und in den Fluß werfen; sie frißt so nur die Milch weg, die ich für die Fremden brauch' und fängt, weiß Gott, wie lang, keine Mäuse. Nochmals sag' ich Dir's, Sepp, hör' auf mit Deinem Weinen; es ist ja, als ob ein Mensch gestorben wär', ist wahrhaftig eine Sünd'.“ — Bei diesen Worten fuhr sie sich aber nichts desto weniger über die nassen Augen.

Während der vorhergehenden Worte vom Sacke und dem Flusse hatte Georgl wie ein echter Spitzbube Reißaus genommen und trug seine Beute schnurstracks in die Küche zur Großmutter mit dem Rufe: „Gelt, Großmutter! ich darf's Katzel behalten?“ Diese entgegnete: „Ja, was thust denn mit der kleinen Kreatur? Die wird ja von den Mannsleuten, wenn sie Abends heimkommen, hundert- für einmal zertreten. Meinst, die nehmen sich Zeit, auf das winzig kleine Ding zu achten.“

Nun waren auch Anselm, Richard, Oskar und Sepp herbeigelaufen; sie erzählten durcheinander schreiend den Tod der alten Katzenmutter und das

traurige Loos, welches ihr Waisenkind bedrohe. Als die zehn Knabenaugen sie anflehten, — Georgl's Augen allein galten ihr so viel, wie zwei weitere, sie sah darin immer den blauen Glanz ihrer Tochter, — da konnte sie den vereinten Bitten nicht widerstehen. Sie sagte: „Meinetwegen, so behalt' sie, Georgl. Aber plagt das arme Ding nicht! ich sag' es Euch, Buben.“ —

Sepp war freilich mit der Schenkung nur halb zufrieden und wäre es gar nicht gewesen, wenn er geahnt hätte, wie wenig Ernst in der Drohung seiner Mutter lag. So aber dachte er: „Immer besser als ertränken! und sie gehört beim Georgl so gut mir, als drüben.“ —

An diesem Tage geschah sehr wenig bei der Festung. Ein herannahender Feind hätte sie ohne Schwertstreich erobern und schleifen können. Jegliches Interesse wurde dem kleinen Kätzchen zugewendet. Aber es war auch ein gar zu wundernettes Thier, kohlschwarz, nur mit weißem Halskrägchen und weißen Pfötchen. Und wie zärtlich anschmiegend sie sich zeigte, als ob sie in Jedem der fünf Knaben ihren Lebensretter erkenne. Kaum nahm sie Einer auf den Arm, als sie ihm unter den Rock kroch, sich an seine Brust schmiegte, ja, die beiden, weichgepolsterten Vorderpfötchen um den Hals schlang und mit dem rauhen Züngchen die Wangen ableckte.

War dies ein geschäftiges Hin- und Herlaufen.

Die Küche blieb keinen Augenblick sicher vor dem Knabenvolke. Bald kam der Eine und bald der Andere um gewärmte Milch oder Semmelbröckchen. Aber das Kätzchen wollte nichts fressen; sie wendete die Schnauze ab, verschloß ihre Zähnchen, schrie kläglich und doch war sie mager und ihr Bäuchlein elendiglich eingefallen. Meistens schloß sie die Augen und wenn sie unter Anselms zugeknöpftem Rocke dicht an seiner Brust lag, spann und schnurrte sie wie im vollsten Wohlbehagen, als ob ihr Mütterlein nicht von der Kugel getroffen unter den herabfallenden Blättern des Waldes begraben läge.

Doch die Stunde des gemeinsamen Spazierganges schlug. Anselm übergab nur widerstrebend das Kätzchen den zwei zurückbleibenden Buben und stürmte mit den größern Gefährten fort. Alle erwachende Zärtlichkeit der jungen Knabenherzen wandelte sich wieder in tolle Luftsprünge. Inzwischen aber, wenn sie keuchend und glühend inne hielten, fragte doch der Eine und Andere: wie es wohl daheim dem Mietzl ergehe, ob es noch nicht gefressen habe und vielleicht schon verhungert sei? denn sie bemaßen es nach sich selbst und zweifelten nicht, daß sie bei einem tagelangen Fasten den grausen Hungertod erleiden müßten; kam ihnen doch Berbling, wo der Nachmittagskaffee sie erwartete, fast unerreichbar vor, und fühlten sie doch bereits ihre Magen erschreckend leer!

Plötzlich lüftete Anselm seine Studentenhaube, ein Zeichen, daß ein kluger, weiser Gedanke unter derselben aufgestiegen sei, und er sagte: „Hört einmal! Wir ernennen das schwarze Kätzchen zu unserm Burgfräulein und taufen es Arabella, das ist die Stammsilbe von Araber, welche schwarz sind, und Bella bedeutet schön."

Dieser romantische, weise Gedanke wurde mit wahrem Beifallssturme aufgenommen. Kaum waren sie in Berbling angelangt und hatten ihren Kaffee mit dreifacher Brodration verschlungen, als sie auch schon zur Heimkehr drängten. Freilich mußten sie sich gedulden lernen, denn nicht überall wurde Anselms Commando als rechtsgiltig anerkannt. Endlich aber brach man doch auf und gelangte auch vor der späten Dämmerung nach Hause.

„Wo ist das Kätzchen? Was treibt die Mietz? Hat sie gefressen?" so bestürmten die Heimkehrenden den kleinen Georgl.

Dieser deutete auf einen umwickelten runden Pack und sagte verdrießlich: „Sie macht die Augen nicht auf und schläft in einem fort."

Anselm aber sprach: „Laß einmal sehen" und wickelte das Tuch auseinander. Sogleich öffnete sie die Aeuglein, krabbelte hervor und als er das kleine Ding zu Boden setzte, putzte sie sich mit den Pfötchen ringsum und dann that sie ihren ersten, lustigen Katzensprung. Das ging nämlich folgendermaßen

zu: Dort lag der Haushund, der alte, grämliche Frippo. Als ihn Mietzchen gewahrte, that sie einen Satz, stellte sich auf die Hinterbeinchen und sprang dann mit den vorderen auf den Griesgram, welcher brummte und knurrte, aber nicht einmal den Kopf erhob. Plötzlich machte Mietzchen einen echten Katzenbuckel und spie schnurrend nach ihm, gleich der ältesten Katze mit ihrer angestammten Hundefeindschaft.

Aber die Knaben begrüßten dies Zeichen der echten gesunden Lebensfähigkeit mit Jubel. Anselm erhob sie auf seine Schulter und trug sie zum Bächlein hinab, wo sie auf altdeutsche Art ihre Umwandlung in Arabella, das Burgfräulein, erlitt. O, wie sie schauderte und kläglich schrie, als ob sie zum Tod und nicht zur höchsten Ehre geführt würde!

Georgl und Sepp, der herbeigekommen war, sahen mit zornglühenden Gesichtern diese Ceremonie und erhoben mehr als einmal die kleinen Hände, welche doch den Fahneneid geleistet hatten, gegen den Commandanten. Der Erstere lief nun dem Zuge nach und rief: „Das sag' ich Euch! plagen laß ich mein Katzl nicht und Mietzl ist ihr Name, kein anderer!“

Jetzt schrie auch Sepp: „Gib gleich her! ich nehme sie wieder mit mir! Meiner Mutter ist's ohnehin nichts Ernst gewesen mit dem Herschenken.“

Nun aber schüttelte Georgl seine langen Blondhaare und sprach: „Daraus wird nichts, Sepp!

Schenken — schenken nimmer geben; — finden — finden wieder geben — heißt's. — Aber uns Zwei gehört sie, nicht denen."

„Ja, uns Zwei!" schrie Sepp, und griff nach dem vor Frost schnatternden Mietzchen. Ein Streit entspann sich und wer weiß, ob nicht der laute Aufruhr ausgebrochen wäre, wenn nicht zur rechten Zeit die Großmutter sich in's Mittel gelegt hätte. Kaum sah sie das nasse, vor Frost schnatternde Kätzchen, so nahm sie dasselbe an sich und rief: „O! Ihr gottlosen Buben! Habe ich nicht verboten, das arme Thier zu quälen. Es kann ja daran sterben, kaum drei Wochen alt!" —

Mit diesen Worten wendete sie sich von der streitenden Schaar, trocknete das Kätzchen, setzte sich mit ihm in den Herdwinkel und trug es dann in Georgl's Bett.

Anselm kehrte dem Hause ohne Abschiedsgruß den Rücken; seine Oberherrschaft war zum ersten Mal thatsächlich verletzt. Tiefer drückte er seine Studentenhaube in die Stirne und murrte vor sich hin: „Elende Schulbuben! von Euch läßt sich ein Student nichts gefallen! wartet nur! Morgen ist auch noch ein Tag." —

IV.

Aufruhr.

Gesegnet, tausendmal gesegnet seist du, liebe Nacht, mit deiner Engelswacht! Ihre Fittige wehen Kühlung über die erhitzten Kinderwangen und beruhigen das stürmisch pochende Herz.

Auch unsere kleinen Freunde schlafen in ihren Betten. Der gleichmäßigste Athem hebt und senkt die Brust vom ersten Augenblicke an, wo der Kopf sich zur Seite gelegt, bis zum Rufe: „Auf! auf! Langschläfer! die Sonne sticht dir sonst die Augen aus!“ Der erste Blick aber schweift über den Stuhl neben dem Lager: frische Wäsche, frische Kleider, und mit dem Jubelruf: „Sonntag!“ springt Jeder aus dem Bette mit beiden Füßen auf einmal, keineswegs mit dem linken — ein böses Zeichen! — denn alle Zwistigkeiten des verflossenen Tages sind verschlafen, nur das schwarze Kätzchen ist eine liebliche Wirklichkeit.

Die Sonntagsglocken tönen feierlich von der Höhe hernieder, wo die Aiblhausner Kirche steht und man rufen möchte: „Hier laßt uns Hütten bauen.“ Alles, Jung und Alt, rüstet sich zum lieben, frommen Kirchgange und auch unsere jungen Freunde sind nicht die Letzten. Als aber nun Gott der kindliche Tribut gebracht war, als der letzte Orgelton verklang, ging's

auch wieder fröhlich den Berg hinab in den blinkenden Sonnenschein hinein, der im August so beharrlich leuchtete. Am Sonntag erscheint er noch heller, denn er strahlt ja wieder in den bunten Farben des Landvolkes. Alles ist festlich geputzt. Seht nur auf unsere kleinen Kameraden! Der Georgl trägt einen nagelneuen grauen Anzug, das Jäckchen sogar mit schwarzen Litzen ausgenäht; sein langes, blondes Seidenhaar ist so glatt gekämmt, als ob es an die Schläfen geklebt wäre. Die Großmutter hat aber auch Oel darüber gestrichen. Und nun erst gar die Stadtkinder, Oskar und Richard, in ebenfalls neuen grauen Gebirgsjoppen, grün eingefaßt, graue runde Filzhüte mit dem Gemsbart auf den Köpfen, als ob sie direkt über den Wendelstein gestiegen wären. Dazu auch noch echte Mießbacher Schützen, denn erst gestern hat die Mama, von der man mit Recht sagen kann:

„Du bist nicht grausam,
Nicht kalter Strenge klagt die Welt Dich an;
Dich kann die heiße Liebesbitte rühren;“

ihrer schmeichelnden Bitte nachgebend, ihnen vom nächsten Städtchen zwei „Stutzen“ mitgebracht. Jetzt kommt auch über den Weg herüber der Sepp gesprungen, nicht wie in der Woche mit dem Schurzfell, nein! ebenfalls grau und ebenfalls — nach seiner stolzen Ueberzeugung — niegel-nagel-neu; er denkt, Jedermann sollte pflichtschuldigst in die Tasche greifen und gegen das Geschenk eines Kreuzers den Schneider

auszwicken. Es ist zwar nur ein „Flickschneider." Sepp rühmt es selbst, indem er auf die Bewunderung seiner Kameraden antwortet: „Vorgestern ist's noch des Vaters alte Hos gewesen! es hält kein Stich mehr, hat der Flickschneider gesagt — und jetzt ist's meine schöne neue Hos!" — O, welch glückliches, stolzes Lächeln! Ja, Sepp, Du bist ein netter Bursche.

Nun aber, wo ist das Mietzel? Da springt sie vor den Hausstufen im Sonnenschein wie eine Rasende, einem zweiten Mietzchen — ihrem Schatten — nach und will es fangen. Lachend und sie hetzend umringen im Kreise sie die vier Knaben. Da nähert sich Anselm von der Hausecke. Wenn er anstatt zu springen so stolz einherschreitet, erscheint er wie König Saul „um einen Kopf größer als Alle im Volke" und man mußte ihm die Oberherrschaft als selbstverständlich zugestehen. Er allein scheint noch der gestrigen Vorfälle zu gedenken. Oskar dagegen springt auf ihn zu, postirt sich zwei Schritte entfernt vor ihm auf und schultert das Gewehr. Diese Respektsäußerung brachte Alles wieder in die richtige Ordnung und Anselm griff militärisch an den Schirm seiner Studentenhaube.

„Hat das Mietzl gefressen?" war nun dessen erste Frage an Georgl. Der Knabe betrachtete das immer noch volle Milchschüsselchen und lief sogleich damit in die Küche um den Inhalt zu wärmen. Dann vereinigten sich Alle, um dem widerstrebenden Mietz-

chen die Nahrung aufzudrängen. Vergebens! Da rief Anselm: „Was da! sie ist noch zu klein, um selbst fressen zu können. Wißt Ihr was? wir gießen ihr die Milch mit einer Kinderludl ein."

Ein prächtiger Gedanke! ja unter solch einer Studentenhaube geht's doch anders zu, als unter dem Filzhute eines deutschen Schulbuben. — Droben im Glasschranke der schönen Stube befindet sich noch Georgls eigene Ludl. Die Großmutter wollte freilich von der Herausgabe nichts wissen; aber zuletzt lächelte sie doch, schloß den Glasschrank auf und sagte: „Zerbrich sie aber nicht, Georgl!" dann übergab sie dieselbe dem kleinen Lieblinge.

Nun wurde Arabella, wie Anselm sie hartnäckig nannte, in alle fünf Sacktücher, roth, blau, weiß, daß es dem buntesten, modernsten Anzuge glich, eingewickelt. Aber die Kleine sträubte sich, wandte das Köpfchen zur Seite sobald nur die Ludl an ihre Zähnchen gebracht wurde und war der fünffachen Umhüllung entschlüpft, ehe ein Tröpfchen in ihre Gurgel schlüpfte. Fort sprang sie, fort, zum langweiligen Frippo und sprang so lange um ihn herum, bis er knurrte und sie ihn anspie.

„So mag sie meinetwegen den Hungertod sterben!" rief Anselm in höchster Entrüstung. — Hu! welch ein Blick bei diesen Worten aus Sepp's Augen fuhr, als ob er Mietzchens Todesurtheil gehört hätte. Niemand achtete darauf; der Friede blieb ungestört.

Anselm war zur Festung gesprungen und rief: „Besatzung herbei! Die Gewehre nieder. Wir schlagen nun ein Zelt auf — fünfzig Schritte von der Festung entfernt. Von hier aus soll die Wache bezogen werden. Fort auf Beute! dort die Hopfenstangen!“

Anselm schwang seinen Stock und rannte spornstreichs zum bezeichneten Ziele. Bis die Mittagsglocken läuteten, war auch das Zelt errichtet und die Schaar zerstreute sich nach getroffener Verabredung für den Nachmittag.

Feierlich läuteten drei Stunden später die Vesperglocken. Die zwei kleinen Knaben gingen mit ihren Gebetbüchlein in der Tasche den Berg hinauf, während die drei größeren bereits sich wieder zusammenfanden, ohne jedoch das gemeinsame Soldatenspiel zu beginnen. Es gab auch andere Unterhaltung. Der helle Sonnenschein tanzte in dem Bache, die Fischlein schoßen pfeilschnell auf und nieder und zwar in so großer Zahl, als ob sie Gesellschaft eingeladen hätten. Die drei Knaben warfen ihre Röcke ab, stülpten die Hemdärmel auf, knieten nieder, der Eine am Bänkchen, die anderen am Ufer und haschten nach den Fischen. Da sprang Anselm mit einem Siegesrufe empor; er hielt einen ganz ansehnlichen Fisch in die Höhe — keinen Gründling — wahrhaftig eine Forelle. Fort, fort damit in die Küche, um ihn beim Kaffeefeuer absieden zu lassen. Ein Bivouakfeuer im Zelte wäre Anselm freilich lieber gewesen, aber

das duldete die Hausfrau nicht. In der Küche saß Liberat, der älteste Sohn; mit seiner Hilfe wurde dem Gefangenen der schnelle Garaus gemacht. Da die Fische nun einmal leben, extra damit sie sterben um gegessen zu werden, ist darüber nicht zu klagen und die Großmutter versprach die Zubereitung, bis die andern Zwei heimkehrten.

Inzwischen gab es genug Zeltarbeit. Tücher und Teppiche, welche die Sonne vom Schweizerhause abhielten, wurden herabgenommen und vor die Zeltöffnungen gespannt; ja ein Vorhang wallte am Eingang nieder. Die beiden Gewehre stacken kreuzweise in dem Rasen und dazwischen erhob sich Anselms Feldherrnstab.

Nun war Alles fertig. Auch die Vesperglocken verkündeten den Schluß der Andacht und die baldige Wiederkehr der kleinen Kameraden. Anselm, von Richard und Oskar gefolgt, eilte zur Küche. Niemand darin. Doch — ein Schrei des Entsetzens entfährt Anselms Munde. — Auf der Herdplatte — Mietzchen — die Forelle! Mit wilder Gier nagt die kleine Katze an ihrem Fange — die Gräten fliegen zur Seite. — Wie Anselm herzuspringt, wagt Mietzchen funkelnden Blickes, speiend, surrend ihren ersten Satz auf den Holzstoß im Herdwinkel und zieht die Forelle mit sich.

Anfangs sprachlos vor Zorn, steht Anselm daneben. Dann schlägt er sich vor die Stirne und

ruft: „O — ich Dummkopf! ich selbst gab ihr noch heute früh die Milch in der Ludl, als ob sie zu jung zum Fressen wäre — und jetzt!“ —

Ein Wuthausbruch folgte dieser Erinnerung. Zum Herdwinkel rennen, die Katze trotz Pfurren und Würgen ergreifen, sie zur Festung tragen, in's Burgverließ werfen, einen Ziegelstein darauf decken — ist fast Werk eines Augenblickes.

„Bim bam! bim bam!“ verklang nun das Geläute vom Thurme. „Friede Friede!“ heißt der Klang, und friedlich ziehen Hand in Hand Georgl und Sepp nach Hause.

Um die Ecke biegend sehen sie zwei Schildwachen den Graben der Festung umkreisend; der Commandant aber sitzt auf einem Holzblocke vor dem Zelte, den Stock zu seiner Seite, die eine Hand zur Faust geballt, auf die andere stützt er sein gedankenvolles, kummerschweres Haupt.

Neugierig, aber ahnungslos treten die beiden Ankömmlinge näher; da tönt von der Erde herauf ein klägliches „Miau.“ Sie lauschen. „Miau! Miau!“ wimmert es noch kläglicher. Ueber Sepp's Gesicht fährt ein glühendes Roth, auch Georgl springt näher. Ist das nicht Mietzl's Stimme? Ehe die Schildwachen in ihrem gemessenen Soldatenschritte es verhindern können, fliegt der Stein des Burgverließes zur Seite — Mietzchen ist herausgezogen — sitzt auf Sepps Schulter und ein Doppelgeschoß von Wuth-

blitzen fährt gegen einander aus Sepp's und Anselms Augen. Wie in die Erde gewurzelt, so fest steht der Kleine, der Große aber erhobenen Stockes vor ihm, mit Donnerstimme rufend: „Gleich wirfst Du die Verbrecherin in's Verließ! oder Du bist des Todes!“

Läutet, läutet ihr Kirchenglocken: „Friede, Sonntagsfriede!“ Aber sie sind verstummt.

Sepp drückt sein Mietzchen an die Brust und ein Schlag des Feldherrnstockes trifft dessen Schulter. In diesem Augenblicke springt Georgl von rückwärts auf den Commandanten; dieser will den Angreifer wegschleudern und bückt sich. Da erfassen die kleinen Finger die Studentenhaube — mit der Beute fliehend, erhebt er sie triumphirend zur blauen Luft.

Einem Scalpirten ähnlich steht Anselm im Kreise und spricht mit ehrfurchtgebietender Würde: „Sogleich gib mir die Haube zurück! Respect! ABC-Schütz! es ist eine Studentenhaube, unter welcher andere Gedanken reiften, als in Deinem dummen Schädel wachsen.“

„Andere Gedanken! ja, aber nicht in Deinem, sondern Deines Bruders Kopf, gelt?!“ sagte Sepp.

„Du brauchst nicht über die Schulbuben zu schimpfen!“ rief nun, plötzlich zum Feind übergehend, Richard.

Oskar, dem Beispiele des Bruders folgend, sagte:

„Wir sind gerad' so viel werth, oder noch mehr, als ein Student Deinesgleichen."

„Da sieh her!" rief Sepp und zog sein blaues mit Silber verziertes Gebetbüchlein aus der Tasche. Verächtlich erwiderte Anselm: „O solch ein kleines Buch! keinen Zwölfer werth!"

„Auf die Größe kommt's nicht an, hat der Herr Lehrer gesagt, sondern auf das da!" — Bei diesen Worten deutete Sepp auf das in Silber glänzende bayerische Wappen und den himmelblauen Einband.

Oskar und Richard waren in's Haus gesprungen. Ersterer kehrte zurück in jeder Hand ein Preisbuch haltend und schrie: „Heraus, Student, mit Deinem Preis! da sind die unseren."

Georgl, der mit seiner Beute noch in der Ferne stand, rief nun auch herüber: „Er hat keinen! 's ist ihm gegangen, wie beim Kohlkopf! er hat's nicht getroffen!" — Ein allgemeines Gelächter begleitete diese Worte.

„Meine Haube gib her!" donnerte Anselm in Verachtung dieser Reden, glühroth vor Zorn.

Aber auch Georgl verweigerte die Antwort. Höhnend warf er die Haube hoch in die Luft; sie drehte sich und fiel auf den Zweig einer Esche dicht am Wasser. Zu gleicher Zeit kam Richard aus dem Hause. Auf seinem grauen Filzhut stiegen zwei prächtige Pfauenfedern empor; er trat gravitätisch vor Anselm hin und sagte: „Abgelöst! jetzt kommt

die Reihe an mich zum Commandiren. Du hast lang genug den Befehlshaber gespielt. — Vasallen! stoßt in's Horn!"

Seine drei Kameraden rundeten sogleich die kleinen Fäuste und bliesen: „Tralara! tralara!" dann beugten sie die Knie vor Richard, erhoben drei Finger und leisteten den Fahneneid. Georgl aber zog die Fahne vom Thurm der Festung und schritt voran gegen das Haus, die Anderen folgten ihm. —

Sprachlos vor Scham und Zorn blieb Anselm allein. Endlich blickte er nach seiner Haube. Er riß eine Stange aus dem Zelte, stach in die Baumzweige, aber in solch erbitterter Heftigkeit, daß die Spitze der Stange durch das morsche Tuch seiner Studentenhaube fuhr. Noch zorniger, er wußte selbst nicht, ob über sich, oder über die alte unnütze Kappe, schleuderte er sie von der Stange. Da schwamm sie im Wasser. Nun mußte er auch noch sein Leben wagen, um die Ehre hatte sie ihn doch schon gebracht! Wäre sie doch fortgerissen worden von den Wellen! Aber nein! da hielt er sie in seinen Händen, schlenkerte das Wasser davon, als ob er mit dieser Handlung alle seine vier ehemaligen Kameraden schüttelte, warf einen grimmigen Blick nach der Hausthüre, rief: „Ewige Fehde!" — und kehrte dem Hause den Rücken, indem er den Wiesenpfad einschlug.

V.

Ein einsamer Tag.

Montag: Anfang einer neuen Woche. Ja, neu und anders sollte die Woche für unsere Freunde beginnen! Als Anselm erwachte, geschah es mit dem peinlichen Gefühle, es sei nicht Alles in der Ordnung. Er mußte sein Erinnerungsvermögen anstrengen, um sich Alles klar zu machen. Ich weiß nicht, ob er mit dem linken Fuße aus dem Bett sprang, aber soviel weiß ich, daß schon nach dem Frühstücke die Lene sagte: „Dem gnädigen Herrn da ist einmal wieder nichts Recht! Zuerst war der Kaffee zu dunkel, jetzt ist er zu hell, dann war er zu bitter, jetzt ist er zu süß.“ — Wie sie aber die Tasse wegräumte, erschrack sie nicht wenig: die Brocken lagen noch darin. Nun kam ihr die Angst in's alte treue Kindsmagdherz, ihr Nestheckchen möchte krank sein, und sie sagte: „Zeig mir Deine Zunge, Anselm!“

Ich mag nicht niederschreiben, zu was Anselm in seiner Verdrießlichkeit eigentlich Lust verspürte, sondern will hoffen, daß er sich bei seiner Lektüre beruhigt, denn er hat sich Großpapa's Bücherschrank genähert und sucht sich einen Band von Anegarns Weltgeschichte heraus, welche derselbe ihm längst empfohlen und sich beklagt hatte, daß er seine Ferien „verspiele.“ Ja „verspielt“ war eine Woche im

Doppelsinne des Wortes! Der Großpapa sollte nun sein halbes Wunder sehen: „Spielen?“ mit solch erbärmlichen großen und kleinen Schulbuben künftig noch spielen!“ dachte mit höhnendem Ingrimm Anselm!

Aber Anegarns Weltgeschichte war doch nicht so unterhaltend, wie der Großpapa vorgab. Doch vielleicht ist's nicht der richtige Band. Ja, — hier — Alexander der Große von Macedonien — mit 16 Jahren schon ein berühmter Feldherr. O, hätte Anselm das vor einer Woche gelesen gehabt! wie hätte er noch besser commandirt. Alexander hatte den Hellespont überschritten — das war doch ein Fluß? — er würde seine Kameraden auch über den Hellespont — über die Furt geführt haben. Er sah im Geiste, wie sie Augen und Ohren aufrissen bei seiner Beredsamkeit eines Aristoteles von Alexander dem Großen.

Und wieder ist er mit seinen Gedanken bei den Kameraden! zwischen den Zeilen des Buches sieht er die grüne Wiese, die Festung, das Zelt, den klaren rieselnden Bach, die Baumgruppe. —

Aber nein! nein! nein! — Er wollte weiter lesen. Xerxes — das ist ein wohltönender Name — auch ein berühmter Feldherr. Und doch wurde er, trotz all seiner stolzen Triumphe besiegt und dann von Artebanus, dem Anführer seiner Leibwache, ermordert! — Nein! es ist keine Schande, ein Besiegter zu sein. Aber es schoß ihm das Blut

in's Gesicht, indem er an Georgl dachte — seinen Artebanus — so gedachte er ihn künftig zu nennen.

Wieder sieht er zwischen den Zeilen die Wiese, die Festung, das Zelt! — aber er wollte ja nicht mehr daran denken, sondern in Anegarns Weltgeschichte lesen, eine weit bessere Unterhaltung, als das Spielen mit ABC-Schützen.

Anselm nahm einen anderen Band aus dem Bücherschranke und schlug auf das Gerathewohl auf. Rudolf von Habsburg — ja, das war sein Mann! Der hatte, gleich ihm, eine lange Nase. Rudolf von Habsburg, kein Kaiser von Geburt, ein Schweizer Graf! O, wie konnte man hier, Angesichts der himmelanstrebenden Alpen, sich in jene Zeit versetzen! Welch prächtige Geschichten standen hier von Rudolf! Da wollte einer ihm nicht ausweichen und gab vor, seine lange Nase stehe ihm im Wege. Rudolf aber drückte die Nase zur Seite. Welcher von den Stumpfnäschen wollte dieses machen! — Das konnte nur Anselm mit der eigenen langen Nase.

Und dann die Geschichte mit dem Priester, welcher das heilige Sakrament zu einem Kranken trug und vor dem Wasser die Schuhe und Strümpfe auszog, um hinüberzuwaten, Rudolph aber sogleich vom Pferde sprang und dasselbe ihm anbot. Georgl besitzt einen Altar- und einen Ministrantenrock; o, das hätte man in Scene setzen können!

Wieder steht vor ihm die Wiese — das Wässer-

chen, die Furt — wieder sieht er seine Kameraden! Doch es sind ja nicht mehr die seinigen! —

Fort mit dem Anegarn, der ihn stets an All' dieses erinnert; Großpapa hat ihm auch von Schillers Dramen und Balladen erzählt und er kannte einige der letzteren vom Maifest her, wo sie ein Student deklamirte. Diese will er suchen statt des Anegarns. — Zuerst blättert er in den verschiedenen Bänden, liest diese und jene Zeile, merkt sich manche Verse, die so heroisch tönen und deklamirt sie. Endlich hat er den Band Gedichte ergriffen.

Aufgeschlagen! — Der Handschuh. Und Anselm liest:

Vor seinem Löwengarten
Das Kampfspiel zu erwarten
Saß König Franz;
Und um ihn die Großen der Krone
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen im schönen Kranz. —

Anselm hielt inne. Seine lebhafte Phantasie befand sich bereits bei der Altane. Frau Schäfer, die Hausfrau und ihre Töchter — sie alle schmückten in seiner Vorstellung den Balkon. — Und wie er dann weiter las von den brüllenden Löwen und dem Tiger, stand Frippo und Mietzchen, die sich anbrummten und anpfurrten vor seinen Augen. Jetzt bei der Stelle, wo das Edelfräulein vom Balkone den Handschuh zwischen die Thiere wirft, und wie Ritter De-

sorges kühn unter sie tritt und den Handschuh aufhebt — o, da jauchzte sein Herz! Welch ein schönes Spiel! so gut nachzumachen!

Und wieder sieht er vor sich das Haus und die Altane, Frippo und Mietzchen und die Kameraden. —

Aergerlich über sich selbst und diese stets wiederkehrenden Gedanken, schleuderte Anselm das Buch von sich, sprang auf, stürmte aus dem Zimmer und riß seine Haube von dem Aufhänger. Zum ersten Male hatte sie die Nacht hier zubringen müssen, hier, wo nur altes Zeug hängen blieb; früher war sie ihm viel zu theuer gewesen, um sie öffentlich preiszugeben. Nun betrachtete er sie mit fast verächtlichem Blicke. Von seinem Bruder wußte er wohl, daß es Studentensitte sei, bei einem Liede, Landesvater genannt, den Haubenboden mit dem Schläger zu durchstechen. Aber sein Bruder, welcher sich gar eifrig mit dem Studium beschäftigte, hatte den Studentenbrauch nicht mitgemacht, und die alte Hopfenstange, der Streit mit den Schulbuben konnte nicht mit dem Schläger und dem friedlichen Rundgesange der Studenten verglichen werden. Nein — dies Loch da — es war kein respektables Loch. Es war auch keine respektable Haube mehr! eine Schande, sie ferner zu tragen. Unwillig warf Anselm die nunmehr Verachtete auf das Haupt, schlug den Weg zwischen den Sommerkellern zur Höhe ein, nur um bald aus menschlichem Bereich zu kommen, wanderte dem Walde

zu und suchte ein recht einsames Plätzchen auf. Da saß er nun auf dem umgestürzten Stamm einer Buche, seinen Gedanken überlassen. Doch er konnte nicht viel denken, das Herz schlug noch zu aufrührerisch und wurde heftiger bei jedem Blicke auf den durchstochenen Bodendeckel seiner Haube. Sie trug an Allem die Schuld, sie hatte ihn dem Gespötte der Kameraden ausgesetzt. Wenn er sie nur nicht mehr vor Augen sehen müßte! Wie nur könnte er sich ihrer entledigen? Wegwerfen? — nein, das durfte er nicht. Was sollte er als Antwort sagen, wenn Großpapa nach dem Schicksal seiner Haube fragen würde? Vor Ausreden scheute er sich nicht; sagte doch das Sprichwort: eine gute Ausrede ist drei Batzen werth. Aber eine Lüge — pfui! nur ein Feigling lügt. Lügen ist Gemeinheit — ein Unrecht gegen Gott, sich selbst und Andere!

Also, wie sollte er sich ihrer entledigen? Wenn ein Sturm daher sauste und sie ihm vom Kopfe risse! Doch kein Blättchen am Baume regte sich; der Sonnenschein tanzte und spielte zwischen den Zweigen, man konnte das Zirpen und Schwirren der Käfer und Mücken hören, so still war es rings umher. Jetzt aber unterbrach das nahe und ferne Geläute der Glocken die Waldesstille. Schon Mittag! und es sollte früher gegessen werden, weil Onkel Karl mit dem Nachmittagszug gen München abreisen wollte.

Anselm sprang in die Höhe und eilte nach Hause,

die alte Haube in der Hand. Als er aber aus dem schattigen Walde trat, brannte die Sonne so versengend auf sein Haupt, daß er doch die Haube darauf warf, um sich vor einem Sonnenstich zu schützen. — Daheim hing er sie wieder an den Nagel des Vorplatzes.

Das Mittagessen war bald vorüber. Was sollte er nun nach dem Essen thun? Lesen? — das ist nicht gesund, sogleich nach dem Essen, es stört die Verdauung, sagt der Papa, und ein altes Sprichwort heißt: „Nach dem Essen sollst Du stehen, oder tausend Schritte gehen.“ Ja, tausend Schritte waren es genau zur Wiese, zum Zelt, zur Festung, zum Bach! Dahin war er auch stets nach dem Essen gesprungen, nicht gegangen!

Und wieder ist er in Gedanken dort im Kreise der Kameraden. Das Herz pochte ihm so sehnsuchtsvoll, daß er keineswegs beifügte: „Die Schulbuben! die ABC-Schützen!“

In diese Erinnerungen hinein drang Lene's Ruf: „Anselm! wo steckst Du? Komm, mahl mir Kaffee, inzwischen ich den Rahm hole und das Wasser kocht.“ —

Anselm gehorchte willig der Aufforderung und das Drehen der Kaffeemühle, welche etwas hart ging, paßte genau zu der inneren Unruhe. Auch dieses kleine Geschäft war zu Ende, — der Kaffee angebrüht, die Tasse mit dem silbernen Löffelchen auf das Brett gestellt, alles Uebrige dazu und aufgetragen. Auch

der Onkel machte seine Sache schnell fertig; es entstand die Unruhe des Abreisens, Großpapa und Großmama rüsteten sich zur Begleitung und Anselm wollte eben das Gleiche thun, als eine rasche Wahrnehmung ihn fesselte. Vor der Hausthüre stand ein Handwerksbursche, mit ehrlichem, aber sonnverbranntem Gesichte; kein Wunder, denn auf dem blonden Kraushaare saß weder Hut noch Haube, aber auch die Hände hielten nichts dergleichen. Wie ein Blitzstrahl fuhr es durch Anselm's Kopf, was er im Schiller gelesen:

„Der ist es, oder Keiner sonst auf Erden!“

Der Onkel und seine Begleitung waren schon durch die Hinterpforte getreten, Anselm stand immer noch an der vorderen und horchte auf das Flehen des hungrigen Handwerksburschen um etwas von der Mahlzeit. Auch Lene vernahm die Bitte und berief ihn mitleidig in die Küche, es war heute in der Eile des Essens genug übrig geblieben. Sie hieß den Burschen also niedersitzen, stellte Fleisch und Gemüse auf und dabei gingen Fragen und Antwort hin und her: — Weß Zeichens? — Ein Schneider. — Wohin? — Nach Rabenstein, um Arbeit zu suchen, überall hin, wo es Arbeit gibt. —

Darauf hieß es: Ein heißer Tag, — so ein Tag, um einen Sonnenstich zu bekommen. Da wäre der Weg durch den Wald anzurathen; er reicht bis Kaltenmosen.

Und darauf folgte die Erklärung, daß ihm der Hut beim Mittagsschlaf im Freien unter einem Baum nahe am Bache entweder in's Wasser gefallen oder gestohlen worden sei.

Anselm hatte genug gehört. Er schlich aus der Küche, nahm seine Haube vom Zapfen und fort ging es in aller Geschwindigkeit in den Wald, wo der Weg nach Kaltenmosen führt.

Ziemlich tief in der Waldeseinsamkeit befindet sich ein Bänkchen. Erhitzt warf sich Anselm darauf, zog die Haube vom Kopfe, legte sie neben sich, strich mit dem Sacktuche über die feuchte Stirne und ruhte aus. O, wie traut, wie lieblich ist es doch im Walde, trotz aller Einsamkeit nicht einsam. Vögel, Käfer, Mücken leisten Gesellschaft. Sieh, springt dort nicht ein braunes Eichkätzchen auf den Zweigen? O, solch ein Eichkätzchen zu besitzen und zu zähmen, das wäre eine Lust! Mit diesem Gedanken ist sogleich der Vorsatz verbunden, es zu fangen. Anselm springt von seinem Sitze auf — fort zum Baume. Schon ist das Eichkätzchen auf einem andern. Welche schwanke Brücke von Zweigen genügt ihm, um den Wald zu durchkreuzen. Anton folgt dem kleinen Seiltänzer unermüdlich. Bald hat er ihn aus dem Gesichte verloren — bald erblickt er ihn wieder. Vielleicht ist's aber auch ein anderes Eichkätzchen, sie haben Kameraden genug im Walde.

Wie doch die Zeit so rasch vergeht auch in der

menschenleeren Einsamkeit! Niemand weit und breit. Nur ein paar Mal war's ihm, als ob in der Ferne ein menschliches „Ho hopp!" — „Niemand da?" erklungen wäre. — Nun aber werden die Schatten tiefer. Sind es schon des Abends Schatten, die zur Heimkehr mahnen? — Ohne das Eichkätzchen gefangen zu haben, kehrt Anselm zu seinem Ausgangspunkte, der wohlbekannten Bank zurück, um seine alte Haube zu holen. Aber — o welche Ueberraschung!! — sie ist verschwunden. —

In sich hineinkichernd besinnt er sich nicht lange und wandert frohgemuth nach Hause. Das Springen nach dem Eichkätzchen hat ihm das Blut zu Kopfe getrieben und wie das großelterliche Paar, welches auf dem Hausbänkchen sitzt, den Knaben herankommen sieht, sagt die Großmama: „Aber wie erhitzt Du aussiehst, Anselm! Wo seid Ihr nur herumgesprungen?"

„Und gar noch ohne Haube!" fügt der Großpapa bei. „Wo hast Du sie denn gelassen, Wildfang?"

Anselm schneidet ein bedenkliches Gesicht und erzählt wahrheitsgetreu, wie es ihm mit der Haube ergangen.

„Hm!" sagt der Großpapa und pufft eine Rauchwolke aus seiner Pfeife.

Anselm rückt aber schnell demselben näher, lehnt sich auf die alte Schulter und erklärt: „Weißt Du,

Großpapa, es ist weiter nicht Schade um sie. Der August hat sie schon drei Jahre getragen gehabt. — In meiner Sparkasse, welche mir der Papa mitgab, liegen drei Thaler. Mit diesem Gelde kann ich mir eine neue Haube, oder einen Hut kaufen."

„Hm!" sagt der Großpapa wieder und pufft noch eine dickere Wolke aus der Pfeife.

„Gnädige Frau!" — tönt es aus der Küche, und — „Was gibt's Lene?" ruft die Großmutter entgegen. Sie erhebt sich aber zugleich, um dem Rufe Folge zu leisten.

„Haben Sie den silbernen Kaffeelöffel vom Herrn Karl wieder aufgehoben?" — ruft unter der Hausthüre die Lene.

„Ich? — ich nicht!"

Die Beiden gehen nun gemeinsam in die Küche, durchsuchen Alles — vergebens! der Kaffeelöffel ist wie verschwunden.

Inzwischen hat sich Anselm zum Großpapa auf's Bänkchen gesetzt und spart keine Mühe, demselben das Versprechen abzuschmeicheln, eine neue Haube oder einen Hut, damit ist er selbst noch nicht im Reinen, kaufen zu dürfen. Endlich erhielt er die Zusage, übermorgen zu diesem Zwecke gemeinsam nach Rabenstein fahren zu wollen.

Ein langer und langweiliger Abend! Großmutter und Lene suchen fort und fort nach dem Kaffeelöffel; das Essen wird heute später, als gewöhnlich

aufgetragen und dabei wiederholt sich immer wieder die Frage: wo nur der Löffel stecken möge? Anselm langweilt sich, legt beide Arme auf die Tischplatte und den Kopf schläfrig darauf; der Großpapa langweilt sich auch und sagt: „Ich denke, wir legen uns schlafen. Morgen wird der Kaffeelöffel schon wieder zum Vorschein kommen.“ —

* * *

Wie aber stand es den Tag über im Hause dort an der Wiese und dem Bache?

Georgl und Sepp haben sich wieder in der Stube zusammengethan, wie in früheren Tagen; sie spielen mit dem Kätzchen, dem Altar, ihren Fahnen; aber Sepp geht bald nach Hause, um die Milch auszutragen. — Oskar und Richard stehen da und dort herum; häufig kommt der Eine und Andere zur Mutter in's Sommerhäuschen und da heißt es in Variationen: „Mich hungert so! bitte um ein Butterbrod.“ — „Mich durstet! bitte, ein Glas Milch!“ —

Dann sagt Oskar: „Mama! gehen wir zum Kaffee nach Ellmosen?“

Darauf Richard: „Mit Deinem langweiligen Ellmosen! lieber nach Willing!“ —

Die Mutter geht mit den Knaben nach Willing. Kaum ist der Kaffee getrunken, so heißt es wieder: „Mama, gehen wir noch nicht nach Hause?“ —

Daheim setzt sich Oskar auf den Schoos der Mutter, schlingt den Arm um sie, ja, er küßt ihre Wange. Da sagt sie lächelnd: „Ei, Du bist ja heut voller Zärtlichkeit! Ich glaube, Du hast Langeweile! Kommt, wir wollen zu Bett gehen.“ —

So ging's zu im Hause an der Wiese beim Festungsbau, dem Zelt und dem vorbeimurmelnden Bache, der von lustigeren Tagen erzählte! —

VI.

Haube oder Hut?

Anselm erwachte mit dem Gefühle unendlicher Erleichterung, als ob die abhanden gekommene Haube eine Zentnerlast und nicht ein sehr leichtes Ding gewesen wäre. Zugleich tanzten vor seinem hoffenden Blicke, zwar noch umhüllt von großväterlichen Rauchwolken, also noch nicht ganz deutlich, Hauben oder Hüte durcheinander, verschieden in Gestalt und Farbe: Studentenmützen, Kappen mit langen Schleifen, graue, runde, grüne, spitzzulaufende Filzhüte, dazwischen auch ein glänzender schwarzer Hut, sogar ein wachstuchner Matrosenhut war dabei. Doch zwischen diesem Phantasietanze und der endlichen Niederlassung auf seinem

schwarzen Haare liegt ein Tag, ein langer, einsamer Tag! Was sollte er nur beginnen, um nicht sein Zerwürfniß mit den ehemaligen Kameraden aufzudecken? Denn in seiner Fantasie tanzten Hauben und Hüte der grünen Wiese zu, wo die Festung und das Zelt steht.

Anselm zeigte wieder seine neuerwachte Liebe zum großväterlichen Bücherschranke. Doch vorerst wollte er sich nur mit Schriftstellernamen bekannt machen. Er zog Buch um Buch heraus, bis der Staub im Zimmer umherflog und die hereintretende Großmama rief: „Gibt's denn nicht Staub genug auf der Straße? muß er noch aus dem alten Bücherschrank kommen? Fort, aus dem Hause, unnützer Bub! Dir ist's mit dem Lesen doch nicht Ernst! Ja, wenn es Dein Bruder August wäre, da wollte ich nichts sagen! Warum gehst Du denn nicht zu Deinen Kameraden?"

Anselm entgegnete etwas stotternd: „Ich habe ja keine Haube und kann doch nicht mit bloßem Kopf in der Welt herumlaufen."

Jetzt fuhr die Großmama, deren rosige Laune durch den stets noch vermißten Löffel etwas gestört war, auf: „In der Welt! als ob Aiblhausen die Welt sei! Gottlob ist man hier noch auf dem Lande, obwohl 's auch schon unsicher wird!" — Und wieder dachte sie an den kleinen silbernen Kaffeelöffel, wo der wohl „in der Welt" herumfahre. —

Nun war der Großvater herzugetreten und fragte

zum Bücherstaub noch einen Rauchtabaksqualm. Er pflegte stets ein kleines Käppchen zu tragen und begriff also besser, als die Großmutter, daß man nicht ohne Haube oder Hut ausgehen wolle. Deßhalb sagte er: „Da weiß ich Dir keinen andern Rath, als daß Du Dich meines Gartenhutes bedienest. Du kannst doch auch morgen nicht bloßköpfig nach Rabenstein fahren."

Hu! wie sich Anselms langes schmales Gesicht bei diesem Vorschlage noch verlängerte und verschmälerte. Großpapas Gartenhut von gelbem, gebräunten Stroh, hochköpfig, breitrandrig, abgegriffen, mit grünem, breiten Bande umwunden. Und zugleich verglich er mit seinem Augenmaße seinen und Großpapas Schädelumfang! sicher rutscht der alte Hut ihm bis zur Nase und bleibt an derselben hangen. Wenn ihn „die da drüben" im alten, großväterlichen Gartenhute erblicken würden — das Gelächter! — Das Blut schoß ihm in's Gesicht; um es zu verbergen, stöberte er auf's Neue in den Büchern. Die Großmutter, welche jedoch die Stube räumen wollte, sagte: „Mit oder ohne Hut — fort! ich kann Dich jetzt nicht brauchen. Seit wann bist Du denn von Wachs, welches in der Sonne schmilzt?"

Nun war kein Verweilen mehr und Anselm schlenderte weiter auf seinem gestrigen Wege, dem schattigen Walde zu. Aber er lenkte bald von jenem waldigen Pfade ab, als ob er fürchtete, dort seine

alte Haube wieder zu finden, und schlug den Weg nach rechts zum Bahnwärterhäuschen ein.

Welch reizender, schattiger Pfad dies ist! wie der Harzgeruch sich so angenehm einathmet! und dort das Bänkchen! Heißt es nicht im Schiller:

„Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen,
Dem Wanderer zur kurzen Rast bereitet“ —

aber es ist vielmehr einladend zu einer langen, nicht einer kurzen Rast, bevor man weiter zieht zur Waldeslichtung, wo das Bahnwärterhäuschen steht, dies Ziel der meisten Spaziergänger. Kein Wunder, denn es ist dort wunderhübsch. Zuerst die kleine, malerische Ansiedelei: der Ziegenstall mit den ringsumher weidenden Thieren, die Werkstätte mit der Schnitzbank, das Häuschen von wildem Wein umrankt, eine Bank um dasselbe gezogen; der wohlgepflegte Blumen- und Gemüsegarten, und dies Alles am Rand eines Abhanges mit dem freien Ausblick auf die Gebirgskette, das grüne Thal, von einem Fluß bewässert. Und um die Gegend noch besser bewundern zu können, hat der spekulative Bahnwärter an einem Pfosten des Geländers sein Perspektiv angeschraubt, zugleich aber auch daneben eine Sparbüchse nebst Zettel angebracht, auf welch Letzterem in schöner Frakturschrift geschrieben steht:

Willst Du schauen da hinein,
Mußt Du spenden ein Kreuzerlein. —

Anselm hat schon manchmal hineingesehen; dieses-

mal aber wirft er sich auf die Bank, stützt die beiden Hände auf seinen Stock, das Kinn darauf und ist nicht in die Aus-, sondern in die Einsicht vertieft. Was mag in ihm vorgehen? —

Schon auf dem ganzen Wege hatte ihn die Ueberlegung beschäftigt, was von Beiden er sich morgen kaufen solle — Hut oder Haube? Er schwankte von Einem zum Andern und dabei drehte sich allerlei in seinem Kopfe, wie ein Mühlrad. Es kreuzten sich Bilder der Vergangenheit, es umschwirrten ihn längst verstummte Worte. Bei der Abwägung von „Für und Wider" kam jedesmal die Studentenhaube nach Oben; sie ist doch am Passendsten für Einen, welcher Latein, Arithmetik, Physik, Kalligraphie treibt; den runden, grauen Filzhut mögen solche tragen, welche noch in den Schulbänken die deutsche Sprachlehre, Rechnen, Naturlehre und Schönschreiben lernen!

Da sieht er plötzlich vor seinem Geistesblicke Oskar und Sepp mit ihren im Sonnenschein blinkenden Preisebüchern und hört den Ruf: „Heraus, Student, mit Deinem Preis!" und das Blut schießt ihm vor Scham in's Gesicht, gerade so, wie damals vor Zorn.

Ja, vor Scham! denn hatte er ein anderes Wort der Entgegnung gehabt, als: „Meine Haube gib her!" — vom Preise mußte er mäuschenstille sein. Und warum konnte er keinen aufweisen? Fehlt es ihm

vielleicht an Talenten? — so frägt er sich selbst. — Nein, er hatte seine Aufgabe stets im Fluge gelernt; wenn August ihn überhörte, konnte er sie, daß es gleich Wasser von seinem Munde floß. Aber — aber — am nächsten Morgen in der Klasse, da war der Kopf wieder leer, oder es wogte Alles unter und durcheinander vom heutigen und vorigen Tage. Warum war er nur nicht länger bei seinem Buche sitzen geblieben und hatte es noch ein wenig tiefer in den Kopf hineingedrückt, wie man auch einen Nagel, der eingreift, fester schlägt? Ja, — warum? —

Als Antwort auf diese Frage erblickt er sich im Stalle bei des Vaters Pferden und erinnert sich noch weiter zurück, wo er auf die Frage: was willst Du einst werden? — geschrien hatte: „Augusts Kutscher, wenn er einmal ein Doktor ist.“

Augusts Kutscher! ja, der hat nun absolvirt und wird es schon noch zu Pferden und Kutschen bringen. „Ja, der August!“ hört er von Allen — Vater, Mutter, Großeltern, Geschwistern, selbst der Lene sagen, — „das ist Einer!“ Er sieht ihn daher kommen nach der Preisevertheilung, die Arme ausgebogen, weil die Preise kaum darunter Platz haben, und zuletzt sieht er ihn kommen mit dem Absolutorium.

Nun steht er vor dem Augenblicke, wo er Augusts Haube, so geschont wie Alles, was dieser in Händen hat, zum Vermächtniß erhielt und der Vater sagte: „Vielleicht überträgt sie etwas von Augusts Lerneifer

auf Deinen Kopf.“ Dieselbe Haube — er sieht sie verächtlich zum Baum emporgeschleudert. Auf welchem Kopfe sitzt sie jetzt? —

Anselm seufzt. Er ist froh über seine Einsamkeit, um Niemanden in's Gesicht sehen zu müssen. Sogar vor den deutschen Schulbuben überkommt ihn nun die Scham, vor ihnen, auf die er im Gefühle seiner lateinischen Würde herabgeblickt und sie commandirt hatte, als ob sich dieses von selbst verstände.

Und jetzt wechselt wieder das Bild vor seinen Geistesaugen. Er sieht die Wiese, die Festung, das Zelt, den Bach. Wie lustig war dort das Spiel, wie friedlich bis zuletzt! Ja, friedlich, wer gab denn Gelegenheit zum Streite? Alle thaten, was er gewollt; warum? weil er so stolz seine Studentenmütze trug.

Wo ist jetzt sein Stolz? — Fort! fort! fort! — fort, wie die alte Haube. Ja, der August, der konnte freilich stolz sein! und doch war er's nie und commandirte niemals; er hatte etwas Anderes zu denken, er mußte studiren. Nun sieht Anselm des Vaters Augen von Stolz und Freude strahlen und der Mutter seliges Lächeln, wenn nur Augusts Namen genannt wird; dagegen sieht er des Vaters strenge Miene und der Mutter feuchtes Auge, als er seine mittelmäßige Note überreichte. Und dennoch hatten Alle ihn, das Nestheckchen, so lieb und er durfte zu den Großeltern in die Ferien, auf daß er mit erneutem

Lerneifer zu den Studien zurückkehre. Dies waren des Vaters Worte beim Abschiede gewesen.

Gesegnetes Wort! Anselm springt von seinem Sitze auf, schwingt den Stock, wie zum Angriff und innerlich ruft es laut: „Anders soll's werden! Ja, anders und besser! Ein Student will ich werden, solch' Einer, wie August! Ja, ich kauf' mir eine Haube; aber die will ich erst zur Studentenhaube einstudiren! Sie sollen daheim nicht immer nur sagen: „Ja, der August!" es soll künftig heißen: „Der Anselm ist ein zweiter August!" Mit solchen Gedanken wandert unser Freund nach Hause und freut sich auf den nächsten Tag und seinen Einkauf. Wenn nur der heutige erst vorbei wäre! Aber er hat ja Aufgaben zu machen; diese will er Nachmittags in Angriff nehmen.

Und so geschah es auch. —

Nachmittags studirte Anselm zum ersten Male in der Vakanz und als er müde war, griff er wieder zu Schillers Gedichten. Er suchte im Register nach einem verlockenden Titel und schlug auf: „An die Freude!" Ja, das paßte für ihn! Sein Herz pochte in freudiger, hoffender Lust; dort las er, welches Glück es sei, einen Freund zu besitzen; dort las er:

„Groll und Rache sei vergessen! —
Unser Schuldbuch sei vernichtet! —
Dem Verdienste seine Kronen!"

und als er zu den Versen kam:

„Schließt den heil'gen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein
Dem Gelübde treu zu sein —
Schwört es bei dem Sternenrichter!"

Da schlug er das Buch zu und aß seine Traube, welche die Großmama zum Lohn seines Fleißes vom Spalier gebrochen hatte. Dabei erneute er sein Gelübde, künftig die Studentenhaube mit Ehren zu tragen. —

VII.

Wieder da!

„Wo ist die Kleiderbürste, Lene?" frug Anselm schon nach dem Frühstücke des nächsten Morgens; Lene aber vergaß vor lauter Erstaunen die Antwort, sie deutete nur mit dem Finger nach ihr, und wartete begierig, was denn damit geschehen werde, ob Anselm etwa einen losen Streich gegen sie Sinne führe, denn die schwarzen Augen leuchteten von lustigen Plänen. Als aber Anselm damit einfach an sich selber herumarbeitete, dann sein schwarzes Röcklein an den Nagel des Thürpfostens hing und zu bürsten begann: da wurde es dem grauen Kopfe zu viel und

sie dachte: „Bin ich denn plötzlich um zwölf Jahre jünger geworden und ist das dort der August und nicht der Anselm, welcher sich bisher um ein Loth Staub so wenig kümmerte, als der Wegmacher selber? Ja, es geschehen immer noch Wunder!“ —

Die Großmama hatte Anselm sein Beutelchen mit den drei Thalern und etwas kleinem Gelde ausgehändigt und noch ein reines Sacktuch beigefügt. Das war in Ordnung; nur mit dem Großpapa gab es noch ein kleines Wortgefecht um den Gartenhut; zu diesem wollte sich Anselm als Reisebedeckung durchaus nicht entschließen und disputirte so lange, bis er Sieger blieb und baarhäuptig den kurzen Weg zurücklegen durfte. Jetzt drängte er in der Küche zu rechtzeitigem Essen, um gewiß beim Glockenschlage Zwölf marschfertig zu sein.

„Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten
Und das Unglück schreitet schnell!“

Ja, schnellen Schrittes kam allerdings von der Rabensteiner Straße her ein Wanderbursche; aber er sah keineswegs wie das Unglück aus, vielmehr wie das heitere Glück. Seine blauen Augen wetteiferten in ungetrübtem Glanze mit dem Himmel und blickten fröhlich nach Links, wo eben die Lene unter der Hausthüre erschien. Sogleich zog er seine Haube vom blonden Krauskopf und schwenkte sie zum Gruße. — Doch ein lauter Schrei entfuhr ihrem Munde: „Er

ist's! — es konnte ja kein Anderer sein! er ist der Löffel- und Haubendieb!"

Die beiden Alten waren herbeigekommen, denn die Worte: „Löffel und Haube" hatten in den letzten zwei Tagen alle Schrecken eines nächtlichen Einbruchs verbreitet. Der Wanderbursche aber stand wie versteinert vor ihnen.

„Dieb?" stotterte er und blickte verwirrt um sich, als ob er selber nach dem Diebe forsche. Der Großpapa griff nach der Haube und betrachtete sie genau. Es war die Haube und doch wieder nicht! Der so schön zugenähte Riß im Deckel war ihm neu, sie sah reinlicher und geformter aus, als seit den Tagen, wo Anselm das Vermächtniß angetreten hatte. Aber hier im Schilde ganz oben stand wirklich ein mit dem Federmesser gekratztes A.

„Wie kommt Ihr zu dieser Haube?" frug mit echt militärischer Strenge der alte Herr.

„Ich hab' sie auf dem Weg gefunden," antwortete der Bursche; aber Lene erläuterte diese Angabe mit den Worten: „Ja, gefunden, auf dem Weg von der Küche zur Hausthüre; gefunden, dort am Nagel. Und wo ist denn der silberne Kaffeelöffel, den Ihr in der Küche gefunden habt, als ich Euch zu essen gab?"

Es war sonnenklar, die Haube sprach zu deutlich, die Anklageakte konnte als geschlossen betrachtet werden und der alte Herr rief einen Gensd'arm her-

bei, welcher eben des Weges kam. Während dieser das Wanderbüchlein untersuchte, die nur zu begründete Angabe vernahm, denn der Bursche konnte nicht läugnen, daß er ohne Haube in das Haus getreten sei, daß er die Haube weder gekauft, noch geschenkt erhalten habe — umdrängte allmählig eine Menschenmenge die Gruppe und auch der kleine Sepp lief über die Straße herzu.

Es war ein erbarmungsvolles Bild, welches sich darbot. Der Wanderbursche beschwor hoch und heilig, die Haube nicht gestohlen, sondern im Walde gefunden zu haben; er schwur, nichts von einem silbernen Löffel zu wissen, dann sank er auf die Knie, erhob bittend seine gefalteten Hände und rief: „O, habt Erbarmen mit mir! ich bin unschuldig! ich hab' niemals einen Heller veruntreut; ich bin ehrlicher Leute Kind! Wenn Ihr mich einsperrt und meine Eltern es erfahren, sterben sie aus Schande und Kummer. Ich hab' die Haube gefunden, so wahr mir Gott helfe im letzten Augenblick meines Lebens! In Rabenstein bin ich zu einem Meister nach Arbeit gegangen; dort hab' ich die Haube zurecht gemacht; der Meister aber hat mich hieher gewiesen; schaut her, da steht's!" —

Der arme Bursche reichte ein Blatt Papier als Ausweis hin und Thräne um Thräne floß über die braunen Wangen. Auch die Großmama wischte sich die Augen, die Lene schluchzte sogar, der Großpapa

aber schlich ganz leise davon in's Haus hinein. Alle hätten gerne ihre Anklage wieder zurückgenommen, aber der Gensd'arm war nicht so leicht gerührt und überzeugt. Er rief: „Fort auf's Landgericht! dort mögen sie's untersuchen."

Und wieder schrie der Bursche: „Habt Erbarmen! ich bin unschuldig! ich hab die Haube gefunden."

„Wo ist der Löffel?" rief nun dagegen der Gensd'arm.

„Da ist er!" sagte plötzlich eine Knabenstimme und der kleine Sepp schob mit seinen beiden Ellenbogen die Menge aus einander, bis er vor dem Gensd'armen stand. Dann wandte er sich zur Lene und sagte in seiner kurzen, deutlichen Weise: „Die Mutter hat ihn aus Eurem Trankfaß gefischt."

„Ja, er ist's, der vermißte Kaffeelöffel ist's! Da stehen die zwei Buchstaben eingravirt."

Ein tiefer Athemzug der Erleichterung hebt sich aus der Brust des Wanderburschen und ein Blick des Dankes schwebt zum blauen Himmel empor. Aber ein Gensd'arm läßt seine Beute nicht so leicht fahren und so rief derselbe: „Wie stehts mit der Haube? ist die auch aus dem Trankfaß gefischt?" —

„Nein! ich hab sie gefunden!" antwortete wieder standhaft der Bursche. Doch der Gensd'arm erwiderte: „Gefunden — und immer wieder gefunden. Wer beweist Dir das, he?"

„Ich!" tönte es plötzlich hinter der Menge her-

vor. Alle wandten sich um und Anselm stand mit hochgeröthetem Gesichte da. Schon vor einer Weile war er aus seinem Hinterstübchen mit dem Reisestocke herabgesprungen und überschaute die Scene. Ein jäher Schreck ergriff ihn beim Anblicke des Angeklagten; aber nicht dieser erschien ihm als solcher, vielmehr hatte er selbst das Gefühl vor dem Richter zu stehen. Verlegenheit, Angst, Scham — Alles brannte in seinem dunklen Gesichte. Er hielt den Athem an und lauschte. O, wie erleichtert jubelte sein Herz, als Sepp den fälschlich Beschuldigten errettete! Er hätte den Sepp vor Liebe und Dankbarkeit umarmen mögen. Aber jetzt vernahm er plötzlich: „Wie steht's mit der Haube?" — und — „wer beweist Dir's, daß Du sie gefunden hast?"

Da wallte und wogte es in dem braven Knabenherzen, und „Ich"! tönte es muthig von seinen Lippen. Wie nun Alle auf ihn schauten, sagte er laut und fest: „Ja, er ist unschuldig. Er hat die Haube im Walde gefunden!" — Dann senkte er sein Haupt und fügte fast murmelnd bei: „Ich hab' sie eigens hingelegt, damit er sie mitnehme und bin davon gelaufen."

Ein Gelächter erscholl im Kreise; der Wanderbursche aber sah wieder ganz verklärt zum Himmel empor; dann reichte er die Haube ihrem rechtmäßigen Eigenthümer hin. Anselm jedoch verzog den Mund zum Lachen, winkte abwehrend gravitätisch mit der Hand

und citirte im deklamatorischen Tone Schillers Worte: „Er mag sie behalten! sie sei sein eigen!"

Erneutes Gelächter und stiller Abzug des Gensd'armen.

Nun trat der alte Herr wieder aus dem Hause und zog seine Geldbörse. Aber Anselm kam der wohlverstandenen Absicht zuvor, indem er rief: „Nein, Großpapa! das ist meine Sache! denn meinetwegen wäre der arme Bursche beinahe als Dieb eingesperrt worden;" zugleich drückte er demselben sein Beutelchen mit den drei Thalern in die Hand. Dann war er wieder in Einem Nu verschwunden — sah jedoch schon im andern aus dem obern Fenster auf dem schwarzen Haare Großpapa's Gartenhut, den er nun abnahm und zur Straße hinab schwenkte.

Der Wanderbursche hielt zögernd das Beutelchen in der Hand; aber der alte Herr sprach: „Behalt es nur! dem da droben geschieht's gerade recht."

Die Lene und die Großmama zogen den Burschen zur Seite und ermunterten ihn, nun in der Küche sein Mittagsmahl einzunehmen.

VIII.

Auf's Neu vereint.

„Zu Tisch!" rief die Großmama im Hausgange und Anselm, welcher seine Zurückgezogenheit möglichst verlängert hatte, sprang pfeifend, als ob nichts geschehen sei, die Stiege herab. Beim Tischgebete neigte er sehr ehrerbietig das Haupt und setzte sich dann mit lächelnder Miene zwischen die Großeltern.

Mit wahrem Heißhunger fiel er über die Suppe her, obwohl sie sonst nicht seine Lieblingsspeise zu sein pflegte, denn das Essen gab ihm doch eine Beschäftigung, während er eigentlich nicht recht wußte, wie der Barometer großelterlicher Gunst stand, auf gutes oder schlechtes Wetter zeigte. Auch sein eignes Gesicht glich daher dem Himmel, wenn er zwischen Lächeln und Weinen schwankte und Wolkengrimmassen schnitt. — Endlich sagte der Großpapa: „Heute gibt's einen langen Nachmittag! Da will ich einmal ein langes Schläfchen machen."

„Ja, gehst Du denn nicht nach Rabenstein?" frug dagegen die Großmama und der Gefragte antwortete: „Zu was denn? Hab' dort nichts mehr zu thun, gelt, Anselm?"

Dieser machte emporblickend ein echtes Schafsgesicht und schüttelte mit dem Kopfe.

„Was fängst Du denn heute an?" frug der Groß-

papa und setzte bei: „So viel ich vom Sepp hörte, hat Frau Schäfer mit ihren Buben und den zwei Andern vor, nach der Au zu gehen; aber dahin ist's weit und sie müssen längst schon fort sein. Dazu bist Du also zu spät daran."

Dies war freilich ein unerwarteter Strich durch Anselms Rechnung; denn in seinem Stübchen hatte er bereits einen geschickten Annäherungsplan für den Nachmittag entworfen gehabt. Aber schnell besonnen, wie immer, entgegnete er: „O, ich lese im Schiller; ich hab den „Tell" angefangen; das ist sehr unterhaltend."

„Du bist ja jetzt auf einmal schrecklich poetisch geworden" — sagte der Großpapa mit beifälligem Lächeln. „Zu meiner Zeit wußte Jeder den Schiller auswendig; jetzt ist er bei Euch fast schon aus der Mode gekommen, obwohl man ihm aller Orten Denkmäler errichtet. Schon recht! Etwas Besseres kommt nicht nach." —

Gewöhnlich pflegte der Großpapa unter dem Essen nicht viel zu reden, er hatte genug mit der Arbeit des Kauens zu thun; die Anzahl der Gerichte war heute auch kurz beisammen und so ging die Mahlzeit rasch zu Ende. Anselm küßte der Großmama und dem Großpapa pflichtschuldigst die Hand und begab sich auf sein Stübchen, wo er mehrere Bände von Schillers Werken aufgespeichert hatte.

Ja, es war ihm Ernst mit dem Lesen, nicht

gerade aus übermäßig poetischer Neigung, sondern weil er alle die Geschichten in die allerschönsten Spiele verwandeln wollte und sich dadurch die Gunst der Kameraden wieder zu gewinnen hoffte. Ja — gewinnen mußte er sie erst wieder! sein Gewissen sagte ihm, er habe sie durch Uebermuth und Rechthaberei elendiglich verscherzt; und so ergriff er mit Eifer das Mittel hiezu. Manche Stellen gefielen ihm ganz besonders; er lernte sie auswendig und deklamirte sie, in der Stube auf und abgehend. Aber wie beim ersten Male seiner Lesestunden, und doch wieder so ganz anders, mit so erleichtertem Herzen, erblickte er zwischen jeder Zeile, und immer so glänzend, so lächelnd, so verlockend, daß er kaum zu widerstehen vermochte, die Wiese und den Bach. Endlich, als die Großmama ihn zum Vesperbrode rief, war sein Entschluß gefaßt: er wollte den Kameraden entgegen gehen. Die Großmama erklärte sich für einverstanden; er küßte sie stürmisch, denn sein junges Herz pochte in gewaltigem Aufruhr; dann sprang er die Treppe empor in sein Stübchen, ergriff den alten Gartenhut, sah ihn eine Weile an und deklamirte:

„Komm Du hervor, Du Bringer bitt'rer Schmerzen!
Mein höchstes Kleinod jetzt, mein größter Schatz!"

Bei diesen Worten warf er den Hut auf seinen Kopf, daß er bis zur Nase herunter fiel; dann aber nahm er ihn wieder ab, füllte ihn mit dem Sacktuche

aus, damit er auf dem schwarzen Haar fest sitze — und fort ging's, fort, über Wiesen und Stege, fort auf dem Pfade zur „grünen Au" — sie sollte heute in „Friedensau" umgetauft werden.

Es ist ein ziemlich weiter Weg dorthin; aber solch' ein Marsch bringt den innern Menschen wieder in's rechte Gleichgewicht und bald sah es in Anselms jungem Herzen aus, wie auf der Wiese: die Freude lachte wie Sonnenschein, Scherze flogen darin umher wie Vögel, Gedanken und Pläne tanzten mit einander wie das Heer der Mücken, welche gutes, beständiges Wetter verkündigten.

So gelangte Anselm zu dem zweitnächsten Dorfe Berbling. Von hier aus wußte er nur mehr den Weg zur Höhe, weiter nicht. Doch die Au lag auf der Höhe; er deutete also gegen den von Hecken umsäumten Weg und deklamirte:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen.
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht."

Kaum hatte er diese Worte gesagt, als laute Knabenstimmen an sein Ohr drangen. Konnten ihn diese bekannten Stimmen täuschen? — Nein! — sie waren es! — sie — seine Kameraden! — bereits auf dem Rückwege.

Da ergänzte er seinen Vers, der so gut zu dem Augenblick paßte und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Hier vollend' ich's! Die Gelegenheit ist günstig;
Dort, der Hollunderstrauch verbirgt mich ihm;
Von hier heraus kann ich mein Ziel erreichen"

und schnell sprang er — zwar nicht hinter einen Hollunderstrauch — sondern einen großen Lindenbaum und wartete.

Näher und näher kamen die Stimmen; er konnte sie unterscheiden. Was? — vernimmt er nicht seinen Namen? Bst! sumst doch nicht so, ihr Käfer und Mücken! es ist Richards Stimme — o weh! zornig und heftig! aber es geht Georgl an, denn er hört diesen weinerlich etwas entgegnen. Nun wieder Richard. Deutlich vernimmt er: „Warum hast Du seine Haube auf den Baum geworfen! Du bist an Allem Schuld! Du und kein Anderer!" —

„Nein! ich bin an Allem Schuld! ich, Kameraden! verzeiht mir und nehmt mich wieder auf."

So tönt es mit lauter, lieber Stimme dicht vor ihnen, und „Anselm! Anselm! Anselm!" rufen drei Stimmen in höchster Ueberraschung. Sie umringen ihn jubelnd, Richard und Oskar schlingen rechts und links die Arme um seinen Nacken, Sepp sieht ihm heiter und treuherzig in's Gesicht, nur der kleine Georgl, der Angeklagte — bricht in ein lautes Weinen aus. Schnell besonnen, reißt Anselm seinen Strohhut vom Kopfe und deckt den kleinen Schreier zu. Alle lachen, und als er den Gefangenen wieder befreit, lacht auch Georgl, denn vor ihm steht An-

selm, den Hut schief auf dem Kopfe, die Arme verschränkt und deklamirt:

„Groll und Rache sei vergessen,
Unserm Todfeind sei verzieh'n!
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn!"

Jetzt kam auch Mutter Schäfer nach und sagte: „Ja, wen seh' ich da! — Grüß Gott, Anselm!" —

Es bedurfte keiner weiteren Worte der Versöhnung. Neu verbunden kehrten die Kameraden zurück und Anselm erzählte von den Spielen, welche er inzwischen ersonnen hatte.

„Du bist wieder unser Anführer! Du kannst Alles am besten!" rief der kleine Sepp.

„Nein, nein!" entgegnete Anselm, fast ein wenig beschämt, und fügte bei: „Künftig wechseln wir ab. Ich hab' inzwischen auch etwas gelernt."

„Was denn?" frugen Alle, wie aus Einem Munde.

„Bescheidenheit. — Ich weiß nun, daß die ABC-Schützen und die deutschen Schulbuben Manches besser wissen, als die Lateinschüler und daß Ihr Preise habt, ich aber keinen."

„Ich auch nicht!" sagt Georgl kleinlaut.

Nun umfaßte ihn Anselm, drehte den Kleinen im Kreise und rief: „Aber im nächsten Jahre — Georgl — da bekommen wir Zwei auch Preise!" Jetzt war die Versöhnung Beider erst fest besiegelt.

* * *

Noch drei Wochen spielten die Knaben fröhlich und friedlich zusammen. Endlich schlug die Stunde des Abschiedes von Aiblhausen. Anselm reiste wieder mit Frau Schäfer und ihren Knaben in die elterliche Heimath zurück. Die Großeltern, die Lene, Georgl, dessen Großmutter und Basen begleiteten sie zur Eisenbahn und Jedes trug einen Bündel, einen Sack, Regenschirm, oder ein Tuch. Nun sind sie dort angelangt, die Abreisenden nehmen Abschied, versprechen, im nächsten Sommer gewiß wieder zu kommen, steigen ein, der Conducteur besichtigt die Billete und wirft den Schlag zu.

Aber wer springt dort so eilig über die Wiese, auf den Perron, zum Wagen? — Es ist der Sepp; er hebt das schwarze Miezchen zum Fenster empor; sie hat ein scharlachrothes Halsband an; die Mutter hat's zum Abschied gemacht und so lang gebraucht, daß Sepp beinahe den Abschied versäumte.

Sepp springt auf das Brett des Waggons — noch einen Kuß dem Miezchen, sie heißt längst nicht mehr Arabella. Schnell herab — Sepp! Die Maschine pfeift, braust, pustet, dampft; der Zug bewegt sich, langsam, schneller, davon sausend! drei Köpfe sehen zurück durch's Fenster — und jetzt — es ist das Letzte — winkt noch aus demselben ein großer, gelber Strohhut. —

Das Abendläuten.

Das Abendläuten.

I.

Zigeuner.

Es war ein heißer Sonntagsnachmittag. Die Sonne spielte in den zackigen Ahornblättern und schimmerte in dem jungen Grün der frisch gemähten Wiese. Des Bächleins lustige Wellen glänzten wie Silber und manches Goldkörnlein schien sich darauf zu wiegen; der weiße Schaum, welcher über Gestein und Gerölle spritzte, leuchtete ganz zauberhaft in allen Farben des Regenbogens. Am herrlichsten war aber doch der majestätische Berg geschmückt; der schien eine demantne Halszier zu tragen, so hell glitzerte die Sonne in seinen Schneefeldern; sein langes Gewand leuchtete, wie von goldenen Spangen und Streifen gehalten. Auch die andern Berge schaarten sich um ihn, wie ein fürnehmer Hofstaat um seinen König. Friedlich und bescheiden ruhte das kleine Dörflein zur Seite; doch auch die Dächer und Mauern der armen Hütten waren von der Sonne wie in Fest=

tagsgewänder gehüllt, denn wo sie hinkömmt, ist alles umgewandelt.

Nicht weit von dem Oertchen befindet sich eine hügelichte Halde. Hier hatte sich eine sonderbare Gruppe gelagert. Im Schatten eines kleinen Wagens, der mit zerfetzter Leinwand überwölbt war, ruhte halb aufgerichtet ein Mann. Seine armselige Kleidung trug einen fremdartigen Anstrich, wie man ihn häufig bei herumziehenden Savoyarden bemerkt; der Mann war jedoch etwas anderes: nämlich ein Zigeuner. Der kurze Mantel, den er über eine Schulter gelegt hatte, bedeckte nicht die kräftigen und wohlgebauten Glieder; unter dem niedern, breiträndigen Hute wallten lange, kohlschwarze Haare bis auf die Schulter hernieder; ein dichter Bart umkräuselte Lippe und Kinn, die Augen leuchteten in unheimlichem Feuer; seine gelbbraune Gesichtsfarbe schien von der Sonnenglut förmlich geätzt zu sein. Zwischen den weißen Zähnen hielt er die Tabakspfeife, deren qualmendem Rauche er wie in Gedanken verloren nachschaute.

Sein Weib war an dem kleinen Wagen, der alle ihre Habseligkeiten barg, beschäftigt. Sie mochte einst schön gewesen sein, wenigstens hatte sie dafür in den Zelten der ungarischen Stammesbrüder gegolten; jetzt aber waren die braungelben Wangen zu Höhlen eingesunken; die schwarzen Augen verriethen trüben Unmuth, wenn nicht ein Ausdruck der Neugierde diesen verdrängte; von ihrer armseligen Klei-



dung stach ein Tuch in grellen Farben ab, welches sie um den Kopf und Hals geschlungen hatte. Ihre ganze, hohe Gestalt trug deutliche Spuren des mühsamen Nomadenlebens, einer Mauer gleich, an welche Sturm und Regen schlägt und die versengende Sonne brennt.

Nun stiegen aus dem Innern des Wagens zwei Kinder im Alter von 8—10 Jahren, ein Knabe und ein Mädchen, die getreuen Ebenbilder der Eltern. Sie liefen dem freigelassenen Esel nach, der sich gemüthlich sein Distelmahl schmecken ließ. Bald saß der Knabe auf des geduldigen Thieres Rücken, während das Mädchen die Glöcklein ihrer Tambourine hie und da erklingen ließ.

Verwundert über die seltsame Erscheinung der Zigeuners-Familie blieben die Vorübergehenden stehen und der Glöcklein lustiger Ton hatte bald eine ganze Schaar Kinder herbeigelockt, der in kürzester Zeit die halbe Einwohnerschaft des Oertchens gefolgt war. Nun klopfte der Mann seine Pfeife aus, steckte sie in die Tasche des Mantels, ging zum Wagen, langte eine Geige hervor und warf dem Knaben wortlos seine Kastagnetten hin, zwei nußbraune, ausgehöhlte Hölzer, durch eine Schnur verbunden. Die Kinder verstanden diese Sprache. Mit Einem Satze war der Kleine vom Esel und die Schwester tanzte klingend in den Kreis. Sie steckte den kleinen Daumen kunstgerecht in die Oeffnung des messingnen Ringes,

drehte ihn mit der andern Hand, fuhr mit den braunen Fingern streichend über das ausgespannte Fell der Tambourine, schlug im Takte darauf, hob und senkte die kleinen Arme, verdrehte den Körper in allerlei Wendungen und die gebräunten Füße machten unter dem kurzen, zerfetzten Röcklein die seltsamsten Sprünge, wobei ihre großen, lebhaften Augen leuchteten und im Kreise herumschauten. Der Knabe stand ruhiger zur Seite und schlug mit den Kastagnetten seine wunderliche, doch höchst taktvolle Musik.

Die beiden Kinder waren trotz ihrer Lumpen bei diesem Tanze und dieser Musik ganz schön anzusehen; denn Sonne und Bewegung hatte ihre Wangen geröthet, und als erst noch das Mädchen zur Mutter heranhüpfte, deren roth-gelbes Tuch vom Halse zog und es sich um die schwarzen Haare wand, da riefen alle Leute ihr lauten Beifall zu.

Immer neugieriger näherten sich die schüchternen Gebirgskinder. Welch einen Contrast bildeten sie gegen die braunen Zigeuner! Unter dem grünen Hütlein schauten meist blaue Augen treuherzig herfür; um die rosigen Wangen und Schläfen legten sich entweder die sorglich geflochtenen Zöpfe der Mädchen, oder die kurzen Haare der Knaben. Auch die ärmsten darunter schienen noch gut ausgestattet gegen die verwilderten Zigeunerkinder.

Nach langem Tanze sanken sie ganz erschöpft auf den weichen Grasboden und nun begann der Vater

sein Spiel. Das war eine noch seltsamere Musik, obgleich der einheimischen Geige entlockt. Zuerst erklang ein ungarischer Marsch mit seinen herausgestoßenen, kräftigen Passagen; bald sprang er aber in sehnsuchtsvolle Wehklagen nach dem fernen Zelte der Brüder über, und endlich lenkten diese wieder in den wildesten Wirbeltanz ein.

So wechselte das fast unheimliche und so kunstvolle Spiel des Mannes mit dem heitern Tanze der Kleinen, und die Fröhlichkeit ergriff auch die Zuschauer. Jodelnd und jauchzend fielen die Buben ein in die Glöcklein der Tambourine und die Mädchen drehten sich schreiend und lachend selbander im Kreise. Reichliche Gaben fielen in die ausgestreckte Hand der Zigeunerin, welche wortlos durch die Menge schritt und mit dem runden, schwarzen Auge allein darum forderte. Stunde um Stunde verrann; immer neue Zuschauer stellten sich ein und Niemand schien von dem Platze weichen zu wollen, als sollte der Nachmittag ewig dauern. Dennoch wurden die Schatten bereits länger und dunkler; der früher so tiefblaue Himmel ging in lichtere Färbung über, welche sich in mattes Gelb verlor; doch Niemand achtete darauf.

Plötzlich erscholl feierlich, in langgezogenen Tönen, die Abendglocke vom Kirchthurme. Ihr Klang war wie ein ernstes Vaterwort, das in den Kreis spielender Kinder tönt. Augenblicklich war die Scene

wie von einem Zauberschlage verwandelt. Die ganze Schaar der Zuschauer, die kurz zuvor, gleich den Sonnenstrahlen, die sich im Brennglase sammeln, sich um die tanzenden Kinder vereint hatten, wandte sich davon ab und der herübertönenden Glocke zu. Die Mädchen und Frauen lagen auf den Knieen; die Knaben und Männer hatten das Haupt entblößt und falteten betend die Hände. Ein Gefühl der Andacht schien Alle zu beseelen. Und während die Abendglocke feierlich klang und die Menschen beteten, hielt auch die großartige Bergnatur ihre Abendfeier. Wie im Menschenantlitz die Begeisterung auflodert, so leuchteten jetzt die Berge; immer höher und höher hinauf zog die wundersame Glut, bis die höchsten Spitzen zum Himmel empor zu flammen schienen.

Die dumpfe Glocke mit ihrem ernsten Gottesworte hatte ausgetönt und nun folgte der feinere Klang des „Seelenglöckleins“ mit seinem viel irdischern Tone. Wie ein frommes Wiegenlied zog es über die Gräber des Friedhofes, wo so Viele ruhen nach dem Leide des Erdenlebens, nach seinen Irrthümern, Kämpfen, Entsagungen, seinen aufregenden Freuden und seinen entmuthigenden Täuschungen. Da zogen die Gedanken der Umstehenden zu ihren dahingegangenen Lieben und Alle beteten laut wie mit Einem Tone: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, lasse sie schlafen in Frieden! Amen.“

II.

Heimathlos.

Das Glöcklein war verstummt, auch die Berge hatten abgeglüht und standen da, fahl und geisterbleich. Stille und langsam verließen alle Zuschauer nun die Halde; bald war die Zigeunerfamilie einsam, kein Laut regte sich. Die beiden Kinder waren unter der feierlichen Stille des Abendläutens ermüdet niedergesunken und eingeschlafen. Die Tambourine noch in der kleinen Hand, den Arm um den Kopf geschlungen lag das braune Mädchen neben dem Bruder, der das Gesicht gegen die glühenden Berge gerichtet hatte und dabei wohl der heimathlichen Zeltfeuer dachte, die jetzt in seinen Träumen brennen mochten.

An einen alten Ahornstamm gelehnt, schaut der Zigeuner ernst auf die Abendlandschaft, durch welche sich der Zug in's Dorf bewegt hatte. Seine Hand war mit dem abgenommenen Hute herabgesunken und die Nachtluft spielte in seinem langen Haare. Des Mannes Auge glänzt jetzt nicht mehr mit seinem stechenden Blicke, fast ein wehmuthsvoller Ausdruck ruht darin, und endlich hebt sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. Aber er schaut unverwandt auf all die Heimziehenden und auf jedes Lichtlein, das durch die Fenster bricht und auf den Rauch, der vom häuslichen Heerde aufsteigt.

Unbeachtet tritt die Frau vor die beiden schlafenden Kinder, ihre Lieblinge, die sie mit der leidenschaftlichen Zärtlichkeit ihres Stammes liebt. Lange steht sie vor ihnen, dann kauert sie sich, halb knieend an deren Seite zusammen. Ihre Erinnerung ringt nach einem Verslein, das sie vor Jahren auf ihrer Wanderschaft vernommen hatte. Immer wieder, leise murmelnd, beginnt sie die Strophen; jetzt leuchtet ihr Auge, sie beugt sich über die schlafenden Gesichter und flüstert zärtlich und andächtig:

„Engelein sollen euch decken,
Engelein sollen euch wecken,
Sollen geleiten und führen euch
Bis hinüber in's Himmelreich!"

Immer wieder sagt sie die Worte, und ich weiß nicht, wurde das Gras nur vom Thau oder auch von den Thränen der Mutterliebe naß. Unaufhörlich bewegten sich ihre Lippen ganz still, dann klang es wieder:

„Bis hinüber in's Himmelreich." —

Der Mond war bereits aufgegangen und warf sein bleiches Licht auf die Wiesen, daß sie wie ein See glänzten, und die Berge standen da wie ernste Wächter der Gegend. Sanft und milde blickte dies große Auge der Nacht auf die Mutter und Schläfer. Immer noch stand der Zigeuner an den Baumstamm gelehnt in tiefes Nachdenken versunken. Da legte sich leise eine Hand auf seine Schulter und die Stimme seines Weibes sprach in ungewohnter Weichheit:

Beppo, ich habe die wollene Decke auf das Gras gebreitet; ich denke, Du wirst müde sein; es ist Schlafenszeit; wir müssen morgen frühstens wieder fort."

„Müde! fort!" wiederholte der Mann mit tiefem Athemzuge. „Ja, Anitta, ich bin müde, aber müde des Wanderns und des ewigen Weiterziehens. Hast auch Du heute Abends auf das Glockengeläute gehorcht? Mir war's, als hörte ich mitten hindurch rufen: „Kommt heim, kommt heim!" Aber das galt nicht Dir und nicht mir und nicht unsern Kindern! das galt nur den weißen Leuten; die braunen wie wir, Anitta, die haben keine Heimath auf Erden." —

Er schwieg. Das Weib hatte ihren Kopf gesenkt und schwieg auch. Nach einer Weile fuhr er fort: „Heim! heim! ja, so klang die Glocke; und merktest Du, wie dann Alle den Heimweg einschlugen, in ihre Häuser traten, wie die Lichter drin leuchteten, wie der Rauch aus dem Kamin stieg; und jetzt, siehst Du, ist alles dunkel, sie schlafen in ihren Betten. Freilich, unsere Kinder schlafen auch; aber die Nachtluft saust in ihre Haare und der Nachtthau netzt ihre Glieder. Die armen Tröpflein haben nicht einmal gegessen, die Müdigkeit war allein ihr Abendbrod."

Da richtete das Weib ihr Haupt empor und sagte: „Beppo, auch ich hab' das Alles gehört und gesehen und dabei an unsere Kinder gedacht. Aber hast Du bemerkt, wie die Leute beim Klang der Glocken sich plötzlich von uns wegwandten, als wären wir selber

eine Sünde, und wie sie sich der Kirche dort zukehrten und beteten, die Männer und die Weiber und die Kinder?"

Der Mann sah das Weib fragend an, er schien sie nicht zu verstehen. Diese fuhr fort: „Wie ich die Kinder so beten sah, Beppo, da fiel es mir wie ein Vorwurf auf's Herz, daß wir unsere Kinder nicht beten lehrten. Und es ist doch Einer da droben, der den Mond und die Sonne und Alles rings herum erschaffen hat. Dort in der Kirche, sagen die Leute, dort sei er auch; und er ist reich und mächtig; wenn wir einmal nicht mehr leben, könnte er für die Kinder sorgen und ihnen eine Heimath geben. Hätten wir die Kinder doch wenigstens in die Kirche geführt; wo der große Gott ist, da wäre wohl auch für sie eine Heimath."

Lange standen die Beiden schweigend neben einander. Der Glockenton und das Gebet der frommen Gebirgsleute hatten vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben religiöse Gedanken, freilich auf ihre eigene, mangelhafte Weise, geweckt. Dann begann das Weib: „Hast Du gehört, Beppo, was sie zum Schlusse beteten von der ewigen Ruhe dort im Kirchhof? Ich wollt, daß ich auch einmal in einem solchen Kirchhof läge, nicht eingescharrt wie ein Hund im Walde, und ich wollt', daß über mein Grab so ein Glöcklein klänge und auch die Leute mir die ewige Ruhe beteten."

Nur ein tiefer Seufzer antwortete dem Weibe, dann wandte sich der Mann gegen den Rasen, wo die Kinder schlummerten und murmelte etwas zwischen den Lippen. Es war zwar nur der Vatersegen eines Zigeuners; doch Vaterliebe hielt im Herzen eine ernste und heilige Umwandlung, welcher der liebe Gott in seiner Barmherzigkeit gewiß die Macht des Segnens verlieh. Dann legte sich der Mann auf die ausgebreitete Decke; die Mutter hüllte noch ihre Kinder in das eigene Tuch, und bald schliefen Alle.

Beim ersten Tagesstrahle war die Zigeunerfamilie wieder auf dem Wege. Als die Kirchenglocke den Morgengruß verkündete und zum Gebete rief, standen sie vor dem Kirchengitter und legten ihre Gesichter an die eisernen Stangen, welche den innern Eingang verschloßen. Da nahte der Küster, drehte den großen Schlüssel um und leise folgten ihm Alle zum Altare, wo er seine Kniee beugte. Von einem innern Drange gezogen, sank auch der Zigeuner auf das Knie und beugte sein Haupt. Blutroth hing über demselben die ewige Lampe und durch das Fenster brach der erste Sonnenstrahl des Tages, der wie mit einem langen Finger auf das Kreuz zeigte. Da drückte der Zigeuner die beiden Hände, mit denen er seinen Hut hielt, an die Brust, als wollte er daran klopfen: „Sei mir armen Sünder gnädig." Neben ihm sank eine Thräne aus dem Auge seines Weibes auf den grauen Stein; sie zog die erstaunten

Kinder neben sich auf die Kniee und ihre Lippen regten sich im stillen Gebete.

Nach einer halben Stunde zogen sie wieder hinaus in die weite Welt; aber doch nicht mehr heimathlos, wie zuvor. Sie hatten bei jenem Abendläuten Gott zum Vater gewonnen, sie hatten beten gelernt; Engel zogen mit ihnen und wo ein Gotteshaus sich öffnete, da traten sie ein, horchten auf die Worte des Priesters und bald fühlten sie sich nicht mehr fremd in der Gemeinde der Gläubigen. Sie ließen sich bald darauf in einem betriebsamen Orte häuslich nieder, waren arbeitsam, erzogen ihre Kinder im Christenthum und gewannen nicht nur ein genügendes Auskommen, sondern die Achtung ihrer Mitmenschen. Wenn dann der Rauch aus ihrem eignen Kamine stieg und die Abendglocke erklang, dachten Vater und Mutter oft an jenen Abend auf der Halde und sie sprachen gemeinsam ein Dankgebet.

O, ihr lieben, theuren Kirchenglocken, welch' hohe Macht übt ihr doch über die Menschenherzen! Gottes Stimme ruft durch euch zur rechten Heimath! Und wenn eine Seele hienieden ganz arm und verlassen wäre, so sagt ihr mit ernstem Tone: „Komm an Gottes Vaterherz!“ Möchten wir euren Ruf immer verstehen und auch im Glücke der irdischen Heimath nach der ewigen trachten.

Lumpus.

Lumpus.

Auf dem Wege von Reichenhall zum Mauthhäusel ist's wunderschön! Das wissen Tausende von Touristen und wer es nicht gesehen hat, der verschaffe sich möglichst bald den Genuß.

Man fährt am ernsten, dunklen Thumsee vorüber, so recht in die Berge hinein, zwischen den Bergen hindurch immer aufwärts, einer romantischen Schlucht entlang, Straßenwendungen entgegen, daß hier die Welt ein Ende zu haben scheint. Es ist wohl der Mühe werth, noch am späten Abende dahin zu kutschiren, denn der Sonnenuntergang wirft einen magischen Schimmer auf die Berge und wenn man beim „Nesselgraben" die Höhe erreicht hat, ein wenig abwärts fährt, die Insbruckerstraße links liegen läßt, da erscheint plötzlich die kolossale „Reutalpe" in vollster Glut und etwas Schöneres gibt es nicht, besonders durch den Zauber der Contraste, durch das schäumende Wasser, welches im tiefen Abgrunde rauscht.

So dachte auch eine Gesellschaft, die nicht selten gegen Abend den langen Berg hinauf fuhr: zwei Kutschen und hintendrein der netteste kleine Korbwagen mit eleganten, braunen Lederpolstern, von einem alten, einäugigen Gaul gezogen, der aber rothes

Bänder= und Zaumwerk trug, wie eine alte Dame, die zu Hof geht.

Der so schön herausgeputzte Gaul mußte jedoch keinen guten Leumund haben, denn er hieß „Lumpus.“ Sein gegenwärtiger junger Herr Constantin dagegen konnte ihn nicht genug loben und hatte wahrscheinlich durch den stattlichen Aufputz die Absicht, ihn zu Ehren zu bringen, denn es gilt auch hier das Sprichwort: „Kleider machen Leute.“ — Eben vorher hatte er wieder sein Loblied angestimmt und behauptet, Lumpus bedürfe weder der Peitsche, noch des Zügels, nicht einmal des Kutschers; er gehe allein den Weg, welchen der Herr zuvor mit ernster, verständiger Sprache ihm vorgezeichnet habe. Zum Beweise dieser kühnen Behauptung verließ er seine reizende Equipage, deren alleiniger Insasse er war und sprang behend, wie eine Gemse, die Berghalde hinauf, um leuchtend rothschimmernde Alpenrosen zu pflücken.

Lumpus zog wirklich seiner Wege. Eigentlich hatte er auch keine Wahl; aber es blieb doch lobenswerth, daß er überhaupt g i n g, er hätte eben so gut stehen bleiben können. Der vor ihm herfahrende Wagen enthielt den jungen Theil jener Gesellschaft und hatte ein scharfes Augenmerk auf Lumpus.

Nun holte man einen jungen Handwerksburschen ein, welcher sehr müde und hinkend am Rand der Straße ging und sich dem langsam fahrenden Wagen

mit abgezogenem Käppchen näherte. Jeder versteht solche stumme Bitte und die junge Gesellschaft verstand sich ganz besonders auf die stille, rührende Sprache der Armuth. Jedes gab ihm ein Sechskreuzerstück, dies machte einen halben Gulden, da Georg neben dem Kutscher saß.

Der junge Bursche war's wohl zufrieden, denn sein Käppchen empfing für gewöhnlich mehr Kupfergeld als Silber. Er hinkte fast weniger, nicht als ob er sich zuvor verstellt hätte, sondern wohl, weil die Freude sich in die müden Glieder goß und den Schmerz vergessen machte.

Der Wagen gewann rasch einen Vorsprung, denn es ging etwas eben und der Wanderbursche schritt nun neben Lumpus einher. Sei es nun, daß sein rechtes, blindes Auge denselben für seinen Herrn hielt und wortlos verstand, er wolle einsteigen; — sei es, daß er den jungen Gebieter mit dem linken heranspringen sah und die gleiche Absicht ahnte: — kurz und gut, Lumpus blieb stehen.

Als Therese, welche rückwärts saß, solches bemerkte, gerieth sie in lebhafte Unruhe und winkte mit der Hand dem Lumpus. Aber dessen Augen waren auf den Boden geheftet und bemerkten es nicht. Dagegen sah es der Wanderbursche und nahm es als ein Zeichen für sich, indem er dem Wagen nachhinkte. Alle lachten über dieses Mißverständniß, nur Katharina, die älteste der Geschwister, lachte

nicht. Sie empfand warmherziges Mitleid mit dem hinkenden Burschen; sie dachte sogar an eine höhere Fügung, welche sich oft der unscheinbarsten Mittel, sogar eines „Lumpus" bedient, und öffnete auf's Neue die Börse. Dann reichte sie ein Guldenstück dem Wanderer und frug dabei nach seinem Namen.

„Ich heiße Franz Billig," antwortete er mit fröhlichem Lächeln.

Der immer gutgelaunte Georg rief vom Kutscherbocke: „Billig? Nun, dann ist's nicht mehr als billig, daß ich Dir auch einen Gulden gebe."

Therese, das Wortspiel ergreifend, fügte lachend bei: „Ich aber thu es billiger!" und legte einen halben Gulden dazu. Alle fanden es nun billig, diesem Beispiele zu folgen.

Constantin war inzwischen hinzugeeilt und rief: „Billig? — O, dann soll er auch den Weg zum Mauthhäusel billig fahren, d. h. umsonst. Schnell eingesessen! Mein Lumpus wiehert vor Eifer."

Wirklich sprang Lumpus herbei, hielt höchst verständig inne, und galoppirte dann mit seiner doppelten Last dahin.

O, Lumpus, Lumpus! armer, lang verkannter Gaul! zu welcher Wohlfahrt hast du dem armen Burschen verholfen! Du verdienst dabei ein hohes Alter zu erreichen und kannst stolz sein, daß dich die Vorsehung zu etwas Gutem auswählte.

Der Marienzwölfer.

Der Marienzwölfer.

Frau Barbara saß vor dem Bette ihres Knaben; es war eigentlich nicht sein, sondern ihr eigenes, ja, das einzige Bett im ganzen Haushalte. Frau Barbara war arm, so arm, wie Wenige; denn sie konnte nicht betteln und sie konnte nicht arbeiten, und doch hatte sie kein Eigenthum auf Gottes weiter Welt, als den Knaben und der hing nur mit einem schwachen Faden am Leben, er war sterbenskrank.

Vor sechs Monaten stand es noch ganz anders um Frau Barbara's Glück. Da besaß sie einen arbeitsamen Mann, einen frischen, goldgelockten Buben, und einen geordneten, wenn auch dürftig eingerichteten Haushalt. Ob es auch draußen stürmen und toben, grau und finster sein mochte, bei ihnen drinnen im Stübchen war lauter Ruhe und Friede und Fränzchens Lächeln der reinste und der wärmste Sonnenschein. Es war zu schön für dieses Leben, drum mußte es anders werden. Der Tod schlich durch die Stadt und mähte unablässig Jung und Alt vor Barbara's Thüre und endlich streckte er seine

lange, giftige Sense auch herein, erfaßte den Mann und warf ihn zu den Andern in das Grab, und dann wurde sie aus Kummer und Herzeleid selber krank. Aber bald hatte sie dafür keine Zeit mehr; der kleine Franz schlich, gegen seine Gewohnheit, von Wand zu Wand, legte den heißen Kopf auf die Tischplatte, mochte nicht essen, nicht reden noch lächeln, das Weinen stand ihm am nächsten. Nun that der armen Frau Barbara plötzlich nichts mehr wehe, als das Herz, das aber that so weh, so furchtbar weh, daß sie oft an dessen Stätte langte, um es vor dem Zerspringen zu schützen. Jetzt saß sie Tag und Nacht vor dem Bettchen; ob die Sterne erloschen, ihre Lampe brannte noch, ihr Auge wachte und immer schaute es in die müden Augen des Sohnes, und immer hielt die zitternde Hand die glühenden Finger des Kindes, die nach ihr langten in kranker Angst und Furcht; wenn sie arbeiten wollte, sank gleich wieder die Arbeit hernieder auf den Schoos, und die Arme stützten den Knaben.

Längst war jeder Heller aufgezehrt in jenen bittern Tränklein, die der Kleine so widerstrebend und nur aus Liebe zur Mutter nahm. Verwandte und Freunde, welche helfen konnten, besaß sie nicht; die guten Nachbarsleute brachten, was sie hatten, ermuthigende Worte, aber um diese kauft man nicht Speise und nicht Arznei. Vom lieben Himmelvater hatte sie Anderes, als Geld zu erflehen; zu Ihm rief

sie nur um das Eine Goldstück, um ihr Kind. Um dieses aber bat sie Tag und Nacht; jeder Gedanke, jeder Blick, jeder Seufzer war ein Gebet. Wenn er sich hin und her wälzte und nicht Ruhe fand, wenn er in Fantasien aufschrie, wenn er weinte und ächzte — da war das Vaterunser sein Schlummerlied. Sie hatte also kein Geld und konnte keines verdienen, und doch ist die Krankheit der unerbittlichste Geldsammler von der Welt. Da wanderte Kleid und Wäsche, Schrank und Bett, Alles, Alles wanderte fort in die Hände gieriger Käufer, die sich unbarmherzig bereicherten aus dem Unglück der Armen.

So verstrich Nacht um Nacht, Tag um Tag, Woche um Woche, und immer noch war das Kind krank, obwohl es allmählig der Genesung entgegen athmete. Doch je näher dieser Zeitpunkt rückte, desto leerer war die Stube; und als der Knabe nur mehr Zeit und Stärkung bedurfte, aber an letzterer hing eben sein Leben, da saß Frau Barbara auf dem letzten Stuhle vor dem einzigen Bette und Tischlein des Zimmers, und da war es, wo sie endlich zum Himmel um „Geld! Geld!“ schrie. Der Kummer und Hunger vereint, hatten ihr noch junges Gesicht gealtert, die schönen, treuen Augen tief und schwarz gebettet, ihnen jeden Glanz, als den der Thräne, geraubt, tiefe Schatten auf die hohle Wange gelegt, die Sorgenschrift in die Stirne gegraben und den Sorgenzug um den Mund gezogen.

Aber wenn ich sagte, Frau Barbara habe den letzten Heller ausgegeben, so war dies nicht wahrheitsgetreu. Bis jetzt noch hatte sie einen Schatz gerettet. Da lag er, sorgsam eingewickelt in der Tischlade, ein alter Marienzwölfer, den ihr frommer Mann mit in die Ehe gebracht hatte, und der für den Grundstock galt, für den Wächter des zeitlichen Gutes. An den alten Zwölfer knüpfte sich kein Aberglaube, sondern jener kindlich warme Glaube an den Schutz der Gottesmutter, die hienieden selbst arm war, die in ihrer Liebe zum Sohne an allen seinen Erlösten Mutterstelle vertritt, und die Mutter ist es ja, die sich im Kleinsten zum Kinde neigt, der das Kind Alles anvertraut, was es nicht zum Vater zu tragen wagt. —

Dieser Zwölfer war das Sinnbild ihrer Liebe und ihres Vertrauens zur Gottesmutter, von der Erinnerung an den frohen Hochzeittag noch doppelt lieb und werth gemacht. Wie sollte nun Frau Barbara diesen ausgeben? — So oft sie nach ihm langte, ergriff sie Scheu und Beben; sie meinte ihren seligen Mann flüstern zu hören: „Thu es nicht! vertrau auf Gott! nur noch eine kleine Weile halt aus!" Dann betrachtete sie ihren Zwölfer, benetzte ihn mit Thränen, legte ihn mit einem Seufzer wieder in das Papierchen, und verkaufte Alles, bis Alles und Alles fort war. Nun war der Zwölfer in der That das Allerletzte, was sie hatte. Da ging das Vertrauen und

die Zuversicht zu Ende; da trat die Geldsorge an die Stelle der mütterlichen Herzensangst, und da war es, wo sie vor dem Bette ihres Kindes auf die Knie sank und nicht mehr um dessen Leben schrie und die Hände rang, sondern in namenloser Verzweiflung um Geld! nur um Geld rief. Der Hunger zehrte ja bereits am eignen Leibe und dann wehrt sich dieser gegen die Seelenstärke.

Als sie so geschrien und gebetet hatte, sank ihr Haupt in Ohnmacht hernieder und blieb liegen auf dem Pfühl, wo der Knabe tief und sanft schlummerte. Während dessen war ihre Nachbarin hereingetreten; sie hatte von allen Trösterinnen am längsten ausgehalten und seitdem der genesende Knabe nach Speise rief, über Vermögen gethan, um ihm kleine Leckerbissen zu bereiten. Aber jene, welche den Willen haben, zu helfen, besitzen selten die Mittel dazu. So ging es auch Frau Willner; sie hatte selbst täglich Mühe, um den Hunger ihrer großen Kinderschaar mit Brod zu stillen, und ein Stückchen Fleisch war für den eigenen Mann eine Rarität, welche sie sich vom Munde absparte. Doch sie gedachte, daß Gott selbst dem Trunke Wassers Segen verheißen hatte; wie viel mehr mußte bei ihm ein gutes, tröstendes Wort gelten; er besaß ja immer die Macht, dasselbe zu verwirklichen. Sie dachte: „Wer das Wasser in Wein verwandeln konnte, vermag auch meinen Trost — mein Wort — in Hilfe zu gestalten.“ —

Frau Willner richtete die Ohnmächtige mitleidsvoll auf, benetzte ihre brennenden Augen und ihre Stirne mit frischem Wasser, und that Alles, deren Lebensgeister zu wecken. Als es ihr gelungen, sprach sie gar freundlich: „Frau Nachbarin, ich wollt, ich könnte Euch helfen. Tag und Nacht denke ich daran. Da hat mir vielleicht unser lieber Herrgott einen Gedanken geschickt, und ich bin gekommen, das Euch zu sagen. Ich war auch einmal in so großer Noth, als drei meiner Kinder und mein Mann dazu im Nervenfieber lagen. Da wußte ich mir nicht zu helfen und rang Tag und Nacht die Hände. Plötzlich fiel mir ein, geraden Wegs zum Könige zu laufen, einen Fußfall zu machen, und ihn um Barmherzigkeit anzurufen. Aber mir fehlte der Muth, und ich schrieb an ihn, und seht, der König schickte mir wahrhaftig so viel, daß uns geholfen war; denn der liebe Herrgott war auch gnädig und verlieh Allen die Gesundheit wieder. Kommt, macht es auch so. Ich will da bleiben, geht schnell fort, holt einen schönen Bogen Papier und dann schreiben wir miteinander an den König und beten miteinander, daß Gott sein Herz lenkt; man sagt, er soll ohnedem recht gnädig und mitleidig sein." —

Wer kennt und erprobte nicht die wunderbare Elastizität des menschlichen Herzens, besonders wenn es das Herz einer Mutter ist! — Wie ein einziger Oeltropfen das erloschene Lichtlein von neuem auf-

lodern läßt, so thut's ein Tropfe Hoffnung im Menschenherzen. Frau Barbara hörte die Worte der Nachbarin und sprang auf. Fast im selben Augenblicke hatte sie den Marienzwölfer ergriffen, sich fertig gemacht, einen Blick auf das Kind geworfen, und schon ging sie eilenden Schrittes, kurz zuvor schwankte sie noch im Stübchen herum, die Straße dahin zum nächsten Bilderladen und bald hielt sie vor demselben.

Vollgedrängt von Schaulustigen waren Fenster und Thüre des Ladens. Es gibt dort gar so viel zu sehen, und wer kein Geld zum Kaufen hat, kann daran doch wenigstens das Auge weiden. Der Anblick ist hier ein Gemeingut, an dem auch der Aermste seinen Theil nehmen darf.

Nun tritt ein vornehmer Mann zur Thüre. Sein Schritt schon verkündet, daß er Geld in der Tasche trägt, denn in dessen Festigkeit liegt das stille Wort: „Macht Platz! Kaufen gilt hier mehr als Anschauen." — Die Gaffer verstehen es. — Rasch treten sie auf die Seite. Der vornehme Herr mit den vielen Ordensbändchen im Knopfloche verschwindet alsogleich hinter den behängten Fenstern.

Bestürzt und eingeschüchtert hielt Frau Barbara inne in ihrem so eiligen Schritte. Sie getraute sich nicht, dem reichen Käufer zu folgen, wie könnte man da drinnen jetzt Zeit für ihr kleines Begehren haben! Sie wartet und wartet. Jede Sekunde klopft schmerz-

lich an ihr Herz. Immer noch kommt der Vornehme nicht heraus; sie betet in ihrer Seelenpein, daß er heraustrete; aber er kommt nicht. Da überwindet Mutterliebe die Furcht. Es ist ihr nicht anders, als ob das Leben ihres Kindes an diesem Augenblick hänge. Sie tritt ein. Der vornehme Herr ist mit Beschauung vieler Bilder beschäftigt, der Kaufherr steht müssig zur Seite und wendet sich ganz freundlich zu ihr, denn er ist ein Anfänger und weiß gar wohl, Freundlichkeit sei der beste Empfehlungsbrief, viele Kreuzer und Groschen geben einen Gulden, viele Gulden aber ein Vermögen. Das Geld des Armen hat für ihn so guten Klang, wie das des Reichen.

„Mit was kann ich dienen?" — fragt er also in höflicher Weise.

Diese freundliche Rede gibt der armen Frau Barbara Muth, denn arme Leute gehen fast wie Bettler in die vornehmen Läden. Sie greift vor Allem in die Tasche, als wolle sie Bürgschaft stellen. Ohne lange zu suchen, zieht sie ihr Geldstück hervor, denn wir wissen, kein Einsiedler im tiefsten Walde kann einsamer sein, als dasselbe in seinem Verstecke. Zum Einsiedler kommen ja Hirsche, Rehe, Häslein, Vögel, Käfer und Würmer; das liebe Silberstück aber hatte nicht einmal die Kupfermünze zur Gesellschaft. Sie legte es auf den Tisch, und jetzt erst begehrte sie mit zitternder Stimme „einen schönen, großen Briefbogen mit Goldschnitt, wie man an den König schreibt."

Der Kaufmann eilt zum Papiersache, holt einen solchen hervor, wickelt ihn sorgsam ein, bietet ihn der Frau dar, und wirft das Geldstück nachlässig unter viele Münze in die Lade, nimmt sieben Groschen hervor und bietet sie als treffende Herausgabe dem Weibe hin.

Aber Frau Barbara langt nicht darnach; ihre bleiche Wange röthet sich nicht einmal in Versuchung, welche hier den Armen so leicht befallen könnte, sondern sie schiebt vier Groschen zurück und sagt: „Es ist zu viel.“ —

„Zu viel?“ entgegnet der Kaufmann; „war es denn nicht ein Vierundzwanziger?“ — Bei diesen Worten zieht er die Geldlade heraus, und fährt fort: „Da liegt er ja ganz oben.“

Und nun röthet sich die Wange der Armen, aber aus Liebe für ihren Zwölfer, von dem sie nochmals Abschied nehmen muß, und sie entgegnet: „Nein, nein, das ist nicht *mein* Geldstück; es war ein Zwölfer, ein Marienzwölfer.“

„Richtig, da liegt er.“ — Einen Augenblick lang wiegt ihn der Kaufmann in der Hand; ob er wohl überlegt, ihn der Armen als Lohn der Ehrlichkeit zu schenken? — Doch in diesem Momente sieht er des Reichen Blicke auf sich gerichtet, er ahnt einen guten, abzuschließenden Handel, hat also weder Zeit noch Gedanke für die Arme, wirft rasch das Geld in die Lade, dankt der Frau und wendet sich zu

seinem vornehmen Käufer. Was diese mit einander verhandeln, sieht und hört Frau Barbara nicht mehr, auch nicht den Ladenjungen, welcher ihr rasch in einiger Entfernung folgt, denn sie denkt nur an ihren kranken Knaben und wie ihm Hilfe und Stärkung werde. Rasch, wie sie gegangen, kehrt sie in's Krankenstübchen zurück und küßt vor Allem das nun erwachte Kind, welches verlangend die hagern Aermchen nach seiner Mutter ausstreckt. Gleich darauf sitzen die beiden Frauen beisammen und verfassen, von vielen Thränen gestört, die Bittschrift. Frau Barbara sucht nicht lange nach Worten, denn wo das Mutterherz zu sprechen hat, weicht alle Verkünstlung, und da fehlt der rechte Ausdruck nie.

Unterdessen verrinnt aber doch Stunde um Stunde bei dem ungewohnten Geschäfte; die Nachbarin ist fortgegangen, um für Fränzchen einen Bissen zu bereiten, ist wiedergekehrt und wieder fortgegangen und der Mond scheint bereits in's Stübchen, wo Frau Barbara nun am Bette sitzt und mit Hoffnung auf den Knaben blickt, der in sanftem Schlummer athmet. Endlich senken sich auch ihre Augenlider, die der Jammer und die Sorge eilf lange Wochen fast immer emporgezogen hatte. Da ward plötzlich rasch und laut die Thüre geöffnet und herein tritt, strahlend in Freude, die treue Freundin. Läßt auch der Schmerz sich hineindrängen in's Herz, — die Freude bricht sich Bahn, und immer tritt sie auf in der

Geberde des Jubels. Verwirrt und geängstigt fährt Frau Barbara aus dem Halbschlummer empor, aber die Angekommene läßt ihr nicht Zeit, sich zu sammeln. Hastig reicht sie ihr ein Päckchen dar und erzählt mit so raschen Sätzen, daß sie selbst kaum zum Athmen kommen kann: „Als ich Nachmittags bei Euch war und den Brief an den König schreiben half, kam Jemand zu meinem Mann in die Werkstätte und erkundigte sich genau nach Euch und Eurem seligen Mann und nach Eurem kranken Buben und nach gar Allem, wie es da zugeht. Und mein Mann, die ehrliche, mitleidige Seele, erzählte dem Fremden Alles haarklein und lobte Euch, wie Ihr's verdient. Was meint Ihr nun, daß geschieht? So eben war der Mann, ein gar vornehmer Herr, wieder da und brachte dieses Päckchen für Euch. Jetzt macht es nur schnell auf. Ihr bebt ja am ganzen Leib, und Eure Finger zittern. Kommt, laßt Euch helfen." —

Die gute Frau zerriß in der freudigen Erwartung den Bindfaden und sieh da, hier lag zu oberst — eingewickelt, — der liebe Marienzwölfer. Ja, wahrhaftig, es ist der ihre und kein anderer; sie kennt ihn zu gut an manchem kleinen Merkmale. Aber das ist nicht Alles. — Geldstück an Geldstück, neu und funkelnd liegt dabei, und da sogar noch ein Zettelchen: „Ich habe Eure Ehrlichkeit gesehen und Euren Kummer vernommen. Ein reicher Mitbruder bietet Euch Hilfe. Nehmt sie in Dank gegen

Gott, der mich Zeuge Eurer Ehrlichkeit sein ließ und möge er vor Allem der Arzt des kranken Kindes sein."

Ich unterlasse, das Weitere zu beschreiben; meine Worte klingen zu matt gegen das warme Dankgefühl einer Mutter. O, könnte der Wohlthäter in das Stübchen schauen, das seine gute That mit Trost erhellt, er hätte schon überreichen Erdenlohn. Frau Barbara betet und weint Freudenthränen. Engel sammeln sie und verwandeln dieselben zu Perlen, um ihm eine Himmelskrone zu bereiten.

Der König kam diesesmal um die Bittschrift; aber der liebe Gott wird ihm schon eine andere geschickt haben. —

Das Kind genas; auch Frau Barbara's Wange wurde wieder blühend, ihre Hände arbeitsfähig und ihr Herz froh. Niemals jedoch vergaß sie jener Schmerzens- und Segenszeit, und so oft sie den Marienzwölfer betrachtete, flüsterte sie: „Gott segne den edlen Mann und die heilige Jungfrau sei seine Fürsprecherin bei ihrem lieben Sohne."

Der erste Mai.

Der erste Mai.

„Morgen ist der erste Mai, daß Ihr's nur wißt! Denn so gescheit ist doch Keines von Euch, jemals in den Kalender zu sehen! — Und Du, kleiner Joseph, mach kein so verdrießliches, blitzdummes Gesicht, weil ich Dich vorhin um Schneckenblut in die Apotheke schickte. Nun hast Du zweierlei von mir gelernt: daß die Schnecken kein Blut haben und daß heute der letzte April ist, wo man, wie am ersten, die Leute anführt, das heißt in April schickt. — Morgen aber beginnt ein neues Leben in der Natur und wenn auch noch nicht alle Bäume und Gesträuche in voller Blüthe stehen, es beginnt doch damit. Zur doppelten Festfeier, denn Ihr wißt, es ist zugleich mein Namenstag, fahren wir morgen nach Westheim, alle miteinander, auch die alte Lene darf mit, damit der Joseph nicht verloren geht, und steigen zum Kobel hinauf, wo man schönen Ausblick genießt. — Also aufgepaßt: — morgen ist der erste Mai! mein hochheiliger, lustiger Namenstag! macht Euch bereit dazu."

So sprach Philipp, der Student, — Philipp, der größte, zwölfjährige Bruder von Sechsen, und Alle, — Joseph, Fanny, Eugen, Anna, Regine — Alle standen unter seiner gewaltigen Botmäßigkeit, Alle blickten zu ihm empor, so gläubig, als ob er beständig das Evangelium verläse. Nur der kleine Joseph wollte dieses Mal nicht pariren, das Schneckenblut und das Hohnlächeln des Apothekers steckte noch in seinen Gliedern. Er sagte mit verdrießlicher Miene: „Ja, ich weiß schon, das ist wieder nichts, wie vorher.“ — Und dann kam dem kleinen Burschen plötzlich ein Verslein in Sinn, das er schon manchmal gehört hatte. Mit hochgeröthetem Gesichte trat er vor Philipp hin und sagte mit Löwenmuth:

„Wer einmal lügt“ —

Aber er durfte nicht ausreden. Philipp unterbrach ihn mit den Worten: „Untersteh Dich! — In den April schicken ist nicht gelogen; das ist ein Witz, ein erlaubter Spaß, den man sich schon sogar mit mir erlaubt hat, natürlich, als ich noch anzuführen war. — Genug, jetzt laßt mich in Ruhe, ich muß studiren.“

Aber sie ließen ihn keineswegs in Ruhe und im Grunde genommen wollte er nicht in Ruhe gelassen werden, sondern im Gegentheile sich wichtig machen, die jüngern Geschwister belehren, wie man den ersten Mai recht genießen könne. Sie drängten sich um ihn mit Fragen, wie weit man von Westheim bis

zum Kobel zu gehen habe? ob dort ein Wirthshaus sei? — welche Blumen schon blühten, welche Vögel sängen, welche Schmetterlinge flatterten? und er versprach ihnen, wenn sie auf jedes seiner Worte horchen wollten, Alles zu erklären, und sie nicht zu verlassen, weil ohne ihn doch nichts Hand und Fuß habe, oder zusammen gehe. Gute Nacht! —

Und nun ist der Morgen des ersten Mai angebrochen, so hell, so sonnig, so weich und frisch, so duftig, wie nur der erste Mai sein kann und vielleicht schon im Paradiese war, in der jungen, erst erschaffenen Schöpfung.

Philipp hat noch eine ganz besondere Ursache, den Tag zu preisen; er feiert nicht nur den ersten Mai, sondern auch den Besitz der ersten Uhr, und zwar an silberner Kette. O, du arme Westentasche! wie bald wirst du völlig abgegriffen sein, denn die Finger fahren beständig hinein und heraus, um die Uhr mit jeder andern Uhr zu vergleichen und sie jedem Menschen zu zeigen und sie auf's Neue heimlich zu bewundern, an ihr zu horchen, ob sie denn wirklich gehe, denn weil er sie fast jede Sekunde betrachtet, scheinen die Zeiger nicht vorwärts zu rücken.

Philipp ist nach dieser Errungenschaft noch stolzer, als sonst und noch geneigter, seinen Geschwistern eine Predigt über den Werth der Zeit zu halten. — Da die Abfahrt um 1 Uhr 45 Minuten geschieht und man mit den Kleinen so langsam vom Flecke kömmt,

muß heute längstens um $11^1/_2$ Uhr gegessen und um $12^1/_2$ aufgebrochen werden. Philipp rennt also von der Wohn-, Kinderstube und Küche her und hin, schärft Eile und Pünktlichkeit ein, verbietet strenge das Mitnehmen der albernen Puppen, erlaubt dagegen jenes von wohlgefüllten Körbchen, stößt die schrecklichsten Drohungen gegen all Diejenigen aus, welche sich im Bahnhof verlaufen, oder neugierig den Kopf wenden. „Nur immer mir nach!“ ist der Schluß jeder Ermahnung.

Endlich hat er Alle in die größtmöglichste Aufregung und Hast hineingejagt, sogar die Köchin verleitet, einen Theil der Suppe neben die Schüssel zu gießen; endlich sitzt die ganze Familie um den Tisch. — Es schmeckt ihnen so köstlich, daß sie ihre Teller stets auf's Neue der Mutter hinreichen und Philipp geräth dadurch in neue Aufregung, wenn er die beschmierten kleinen Mäulchen sieht, die vor der Abfahrt einer gründlichen Waschung bedürfen. Er zappelt an allen Gliedern, er kann die Eltern nicht begreifen, wie ihnen die Geduld nicht reiße. Jetzt kommt der Toast an die Reihe. — Das ist schon etwas — auf sich anstoßen, Vivat hoch! zu hören. Aber sie könnten wohl auch einen tüchtigern Schluck machen und das Gläschen in Einem Zuge leeren. Dagegen wollen sie immer auf's Neue Kling-kling machen und Fanny tunkt ihr Bisquitchen ein, dann hat sie Mühe, die abgelösten Stückchen aus dem

leeren Glas zu holen. — Nein, das ist nicht mehr auszuhalten! Darüber vergeht ja der ganze, erste Mai! Philipp tritt zum Papa und bittet, er möge ihm doch erlauben, vorauszugehen, um mit dem Herrn Oberconducteur zu reden, damit er für sie ein eigenes Coupé bereit halte, und am Besten wär es, wenn er sein Fahrgeld bekäme, um sich das Billet selbst lösen zu können.

Der Papa lächelt, doch er weiß, Regina hat dem Bruder zum Namenstag eine Geldbörse gehäckelt und sie ist leer, somit die beste Gelegenheit, diese Schmach von ihr zu nehmen. Das geschieht mit Ueberreichung eines in Sechsern und Groschen gewechselten Guldens, um die Gabe ausgiebiger zu machen.

Mit nochmaliger weiser Ermahnung, sich ja nicht zu verspäten, eilt Philipp von dannen.

Im Bahnhof ist noch Alles ruhig. Einzelne Landleute kommen von Rechts und Links daher, die Bahnwärter und Beamte stehen müssig plaudernd beisammen, nun fährt der Postomnibus heran, die Pakete werden ausgeladen, um sie auf's Neue einzuladen. Philipp vergleicht seine Uhr mit der Eisenbahnuhr: sie halten auf die Minute zusammen. Nun aber überzeugt er sich, daß seine Ungeduld der Uhr wirklich um eine halbe Stunde vorausgelaufen ist. Was schadet's? — Besser hier zu warten, als in der langweiligen Stube.

Dort steht der Obercondukteur. — Der Knabe springt auf ihn zu und trägt sein Anliegen vor. Neun Personen — schon der Mühe werth, ein apartes Coupé zu öffnen. Die Beiden gehen mitsammen zu der Wagenreihe. 2112 — steht angeschrieben, wo der Condukteur öffnet und dann überläßt er das Coupé seinem jungen Passagiere, indem er mit freundlichem Kopfnicken weiter geht. Philipp springt über den hohen Tritt hinein, öffnet vorsorglich beide Fenster für die milde Maienluft, springt wieder heraus und liest noch einmal die Zahl, um sich ja den Wagen zu merken. Wie leicht ist sie zu behalten! In der Mitte steht 11 — vorn und hinten das Doppelte — 22 — O jetzt sitzt die Zahl niet- und nagelfest im jungen Kopfe und er kann getrost an etwas anderes denken.

Wieder sieht Philipp auf seine Uhr. Vor Ablauf einer Viertelstunde trodeln sie nicht einher, sagt er sich, und fügt bei: man muß die Zeit wohl benützen, besonders wenn man eine Uhr hat. Er begibt sich also in die weitern Regionen des Bahnhofes, zu den neuen Gebäulichkeiten und wundert sich, zu was man sie nur brauche? Um dies zu ergründen, schaut er in die Fenster, stellt in diesem und jenem Winkel Untersuchungen an, öffnet Thüren, liest Anschlagzettel und Aufschriften mit Kreide. Da steht: Verbotener Eingang. — Verboten? — warum verboten? warum sind alle Fensterladen geschlossen? — Aber, halt! —

die Thüre ist ja nur angelehnt und somit die Räthselfrage leicht zu lösen. — Philipp kümmert sich keinen Strohhalm um das Verbot und tritt ein. — Anfangs umgibt ihn totale Dunkelheit, bis nach einer Minute das Auge sich daran gewöhnt und er nun deutlich unterscheidet, es sei ein Aufbewahrungsort der Maschinen. In diesem Augenblick wird die Thüre von kräftiger Hand zugeschlagen und wieder herrscht Stockdunkelheit. Philipp läuft erschrocken in der Richtung zur Thüre, stößt aber mit dem Kopf an einen eiskalten Gegenstand. Nun prallt er zurück und wendet sich rasch etwas links; eine Stange fährt ihm unsanft in die Seite. Er tastet mit den Händen und geräth in ein schauriges Räderwerk. Ihm wird dabei so schaurig, als ob er in eine Folterkammer gerathen sei und nun sieht er inmitten der Dunkelheit, freilich nur im Geiste, wieder die Aufschrift: Verbotener Eingang. — Mit Todesangst fährt er zurück. Wenn hier Gefahr lauerte? O solche Maschine! solche gräulichen, tückischen, zermalmenden Maschinen, die von selbst gehen, bisweilen braucht man nur daran zu tupfen, — sie wirbeln und drehen sich — hu!

Dem armen, jungen Mäuslein kann es in der Falle nicht ängstlicher sein, als unserm eingesperrten Knaben, der sich nach solchen grausenhaften Ueberlegungen nicht einmal getraut, vorwärts oder rückwärts zu gehen, kaum die Hand auszustrecken, oder

den Finger zu rühren. Ihm bleibt kein Rettungsmittel, als die Stimme. Zweimal setzt er an und bringt nur einen schwachen Ton heraus. Endlich einen lauten Schrei, aber mitten hinein tönt das erste Zeichen zur Abfahrt. — Was? ist es schon so spät? — Aber seine Uhr nützt ihm nichts in der Dunkelheit. Er vergegenwärtigt sich die Ankunft der Seinen, wie sie nach ihm suchen, den Oberconducteur fragen; er hofft, Papa werde in die Nähe dieses schauerlichen verbotenen Eingangs kommen. Noch einmal schreit er aus Leibeskräften; aber die dumme Dampfmaschine pfeift dazwischen mit ihrem durch Mark und Bein dringenden Tone. — Jetzt das zweite Zeichen. —

Armer Philipp! und das an Deinem Namenstage! das am ersten Mai! das, nach all Deinen weisen, mit Strafen bedrohenden Ermahnungen, sich nicht zu versäumen! — Was würden sie thun: abfahren, oder zurück bleiben? — Siedendheiß fiel es ihm ein, daß er ja gesagt habe, er wolle sein Fahrbillet selbst lösen. Wenn nun Papa dächte, er hätte es gelöst und befände sich in einem andern Waggon? — Seltsamer Weise besann er sich auf die Nummer; richtig! — nein! er wußte in der Verwirrung nicht mehr, ob 22 oder 11 in der Mitte stehe! — Aber einerlei — alles einerlei! — Der Dampf schnaubt und pustet und keucht — anfangs langsam, — immer schneller, schneller; — ein roher, gellender,

höhnender, spottender Pfiff, nicht, wie Philipp sonst meinte — solch ein lustiger, unternehmender Pfiff. —

Der arme Knabe sinkt verzagend zur Erde. Es ist vorbei — Alles vorbei — der Zug ist richtig abgedampft. „Was wird mit mir geschehen? wie lange werde ich hier eingesperrt bleiben?" ist die zweite Frage.

Ich überlasse es meinen jungen, phantasiereichen Lesern, sich das Weitere selbst auszumalen und sich in Philipps Lage zu versetzen, vielleicht auch mit seinen Gedanken allerlei zu denken. In solch schauerlicher, tonloser, nicht endender Dunkelheit wird es in der menschlichen Seele oftmals ganz sonderbar hell, und wer weiß, ob Philipp nicht auch zur hellen Einsicht kam, daß er sich gegen seine Geschwister doch gar zu weise und rechthaberisch benommen habe. —

Der arme Knabe hatte furchtbar lange Zeit zum Nachdenken. — Er wußte sehr genau, daß der Zug von Westheim erst wieder um 5 Uhr 50 Minuten im Bahnhofe eintreffen werde. Gewiß würde sein Papa ihn unablässig suchen und seinen Hilferuf hören. Aber inzwischen? — Gab es hier keine Ratten? — O, wie schauderte er bei diesem Gedanken! so ein grausliches Thier und es kann beißen — ja, es hat spitze Zähne. Philipp steckte seine Hände augenblicklich in die Taschen seiner Beinkleider.

Nun horchte er. — Lautlose Stille. — Diese Stille kam ihm wie der Tod selber vor; als er aber ein Geräusch vernahm, zuckte er zusammen. Kam

es aus seiner Nähe — kam es von Außen? — Tritte. — Er schrie aus Leibeskräften: zu Hilfe! — es brennt! — denn er wußte nicht, was er schreien sollte. — Doch die schweren Tritte bewegten sich weiter, ohne auch nur innezuhalten.

Wie lange Philipp diese Marter durchmachte, wußte er selbst nicht. — Endlich wieder ein Ton — ein Hundegebell. — O, er kannte es, Azors Gebell, fast wimmernd und dann wieder freudig, heftig, wieder wimmernd, — jetzt ganz nahe, vor dem „verbotenen Eingange.“ — Philipp raffte sich auf und schrie aus Leibeskräften, nicht „Papa“, sondern „Azor! Azor! hier bin ich! zu Hilfe!“ — Jetzt scharrte das treue Thier mit den Pfoten und stieß einen langgezogenen Ton aus. „Da bin ich! eingeschlossen!“ rief Philipp, denn nun hörte er Tritte, auch diese kannte er, Papa's Tritte.

„Ich komme gleich! Noch ein wenig Geduld!“ rief es entgegen und wieder entfernten sich die Tritte. Aber nun war's ein Leichtes, zu warten, nun wuchs ihm der Muth, nun wurde es sogar ein wenig heller, kein Wunder, denn ein Fensterladen legte sich von Außen zurück; nun sah Philipp die schönen im Messingglanz funkelnden Maschinen, die höchst interessanten Geräthschaften, keine Spur von Folterwerkzeugen, nichts von Ratten oder Mäusen. Und jetzt vermehrten sich die nahenden Schritte, der Schlüssel drehte sich im Schlosse, die Thür ging auf, herein-

stürzte Azor, an ihm hinauf, wedelnd und bellend, und dann kam der Vater.

„Also da bist Du gesteckt! ein schöner Aufenthalt für den ersten Mai und Deinen Namenstag." Bei diesen Worten fuhr der Vater mit dem Taschentuch über die heiße Stirne; aber er war zu froh, den „verlorenen Sohn" gefunden zu haben, um all die Vorwürfe, welche er in Bereitschaft gehalten, loszubrennen; der arme Junge hatte wahrhaftig genug gebüßt.

Zuerst erzählte Philipp, wie es ihm ergangen. Hierauf berichtete der Vater, wie sie im Bahnhof vergebens nach ihm gesucht, vom Oberconducteur das Weitere erfahren und dann vermuthet hätten, er befände sich mit einem Kameraden, den sie von Weitem gesehen, bereits in einem andern Coupé, zum Nachforschen war es zu spät; wie aber in Westheim die Angst über Alle gekommen sei und er in höchster Eile den Weg auf den Kobel und von da zu Fuß in den Stadtbahnhof zurück, dann nach Hause gemacht habe. Als letzten Versuch hätte nun Azor ihn begleiten müssen und Dank seiner Spürnase und seiner Anhänglichkeit wären sie nun wieder beisammen.

„Was aber weiter?" sagte der Vater, indem er die Uhr herauszog. „Schon 4 Uhr 20 Minuten. — Da kämen wir kaum mehr bis zur Abfahrtzeit nach Westheim und weiß Gott! ich habe heut schon genug Bewegung gemacht, aber nicht einmal Kaffee ge-

trunken. — Komm, wir gehen in die Restauration; ich triefe ja von Schweiß, und muß mich vor jeder Zugluft schützen." —

So geschah es. — Sie tranken im Restaurationslokale „Restaurationskaffee," keineswegs mit Maienrahm; der Vater wischte sich immer noch die Stirne und vertiefte sich dabei in die Zeitungen; Philipp hatte keine andere Wahl, als mit Azor zu spielen, denn er getraute sich nicht, seinem Papa von der Seite zu gehen. Unzähligemale zog er die Uhr und war froh, als sie auf 5 Uhr 30 Minuten wies. — Jetzt legte der Vater das Zeitungsblatt weg, erhob sich und sagte aufathmend: „Endlich bin ich abgekühlt. Komm, wir wollen sehen, ob noch kein Zeichen da ist."

Beide Arme waren ausgestreckt. Es pfiff schon in der Ferne, langsam näherte sich der Zug, fuhr in den Bahnhof ein, aus dem Fenster eines Waggons sah Kinderkopf an Kinderkopf, dann flatterte ein weißes Tuch — dann hielt der Zug und heraus stürmte die Gesellschaft. Alle seine Geschwister umringten Philipp mit Fragen, mit Aeußerungen des Bedauerns, aber kein Vorwurf, keine Schilderung des genossenen Vergnügens, kein Spott verletzte den „armen Namenstagsbruder," ganz im Gegentheile sagte Regine: „Ohne Dich geht nichts zusammen."

Obwohl diese anerkennende Rede ihm schmeichelte, wandte sich Philipp doch beschämt ab und benahm

sich überhaupt sehr demüthig. Zu Hause angekommen, ging er zu den Eltern und sagte: „Verzeiht mir, ich hab's nicht gern gethan."

Der Vater lachte und erwiderte: „Das glaub ich Dir schon! Es war kein lustiger erster Mai und Namenstag. Aber ich hoffe, wir bringen es am „letzten Mai" herein und bis dahin wirst Du Manches aus der schlimmen Geschichte gelernt haben." —

Am Weiher.

Am Weiher.

Ich weiß ein gar stilles, feierliches Plätzchen im Walde und da ist's schön. Ein Wasserspiegel glänzt bis herein unter die dichten Bäume und man könnte meinen, der blaue Himmel mit den Silberwölklein sei auf die Erde herabgefallen. Hohe Binsen und schlanke Gräser wiegen sich hin und her, als ob sie sich allerlei erzählten von Elfen und Feen und wohl auch von den Wassernixen da unten; die blau schimmernde Libelle fliegt von Halm zu Halm, von Blume zu Blume, auf dem glatten Spiegel liegt von breiten Blättern getragen und umgeben eine gelbe und weiße Wasserrose; am Ufer steht eine alte, ausgehöhlte Weide und neigt ihre Zweige traulich hernieder, als wolle sie sich bedanken, daß die linden Gewässer ihre alten Wurzeln immer noch lebensfrisch erhalten. Schaaren von Bienen sumsen um den alten Baum und nippen von seinen Blüthen. Drüben auf der andern Seite steht eine junge Erle und nickt mit ihren schwanken, spitzen Blättern, deren Rückseite mit dem Silberglanze wetteifern, der Freundin traulich

zu, trotz ihrer Altersverschiedenheit. Wenn die Sonne herniederstrahlt, tausend Mückchen tanzen und kreisen, dann wagt aus dem Weiher herüber zum Ufer der grüne Wasserfrosch den lustigen Sprung, hockt sich im Grase nieder, lauert mit seinen schönen, goldgeränderten Augen auf einen Fang, schnappt mit dem weiten Maule begierig darnach und verschlingt mit Einem Schluck eine Fliege, irgend ein armes Insekt nach dem andern.

Wenn nun Abends die Vögelein schlafen, beginnt am Weiher das laute, unermüdliche Concert und Geplauder voll Behaglichkeit. Ein Vorsänger stimmt den Ton an und Tausende bilden den Chor mit helltönendem quark, quark, quarkgekgekgek! Die Weiblein aber schnurren dazwischen, daß es eine Freude ist. Hie und da schlüpft vom Ufer aus einem Loche oder Steinwinkel die dickbauchige Kröte heran und horcht dem unermüdeten Geschrei zu; der grüne Laubfrosch aber schüttelt den Kopf; es will ihm gar nicht gefallen, daß sie bei gutem Wetter so schreien, er meint, dies gehöre sich nur, wenn schlechtes Wetter eintrete.

Hie und da plätschert es im Weiher und das Wasser spritzt hoch auf. Ein kleines Fischlein schnellt empor und sucht einem großen Hechte, dem Raubritter dieses unterirdischen Palastes, zu entwischen. Sollte man es dem stillen, glatten Wasser ansehen, welch' rühriges Treiben da unten herrscht? Da geht's

wie auf der Welt bei den Menschen: der Kleine unterliegt dem Großen, der Schwache dem Starken, ja, Manche verschonen sogar ihres Gleichen nicht. Vor allem ist der böse Hecht gefürchtet; er gibt nicht Pardon und übt jedwede Hinterlist. Aber auch seine Stunde naht. Hechtlein! Hechtlein! nimm dich zusammen! Ich meine immer, es thut nicht mehr lange gut mit dir. Ich sehe dort in der Ferne allerlei Netze und Angeln; wer weiß, in wenig Stunden zappelst du!

Nicht weit vom Walde steht eine arme, einsame Hütte. Rings herum hängen die gestrickten Fischernetze zum Trocknen ausgespannt; auf dem Bänkchen sitzt ein zwölfjähriger Knabe, der Fischpeter genannt, und flickt an einem Netze, das ein großer Karpfe in der Angst seiner Gefangenschaft zerrissen hat. Ihm zur Seite hält sein Vater einen Weidenkorb in sonderbarer Gestaltung zwischen den Beinen und bessert daran. Beide betreiben die Arbeit ohne ein Wort und Gespräch. Das stille Wasser mit seinen stillen Insassen, den Fischen, hat's ihnen angethan; schon der Knabe liebt das Reden weniger, als seine Altersgenossen; er hat das Schweigen dort am Weiher gelernt, wo jeder Ton so leicht die Fische verscheucht, daß sie tief untertauchen in die sumpfigen Schlupfwinkel ihres Schlosses; und hat es auch gelernt von den stummen Fischen selber. Aber auch eine Geduldschule ist da draußen am Ufer; da lernt man stille

sitzen, horchen und forschen; denn auch die Fische haben ihre Eigenthümlichkeiten, ihre kleinen Kniffe und Launen. Das Alles muß erkundschaftet werden in Schweigen und Geduld; nicht Wind und Wetter ermüden den Fischer bei seiner stillen Arbeit.

Der Knabe ist ein echter Fischer, darum nennen ihn auch die losen Kameraden den „Fischpeter"; aber sie mögen ihn Alle wohl leiden, denn Streit und Hader hat er nie angefangen oder fortgeführt. Was einem andern Kinde das Gärtlein und die Wiese oder die Kinderstube, das ist unserm Peter der Weiher. Schon als kleines Kind lag er daselbst gar oft; hier erwachten seine Gedanken und seine kindlichen Phantasien. Die Binsen und das Schilf, die Wasserrosen und Schlinggewächse; die quackenden Frösche und die aufschnellenden Fischlein: das war die enge Welt seiner Gedanken und blieb es bis zu dieser Stunde. Er liebte den Weiher als seine Heimath und mochte auch der Sturm dort sausen und das ruhige Wasser bewegen, nie kam ihm Scheu und Furcht in's junge Herz. Dort am Ende des Weihers, wo eine Wasserzunge gleich dem Bächlein sich hinzieht und der Steg drüber führt, dort lag er viele, viele Stunden, den Rücken gegen den Himmel, das Gesicht zum Wasser gewendet, wo er ja auch das blaue Zelt drüber und die Silberwölklein ziehen sah. Wie es da unten wohl aussehen möge? wie tief es hinunter gehe? das war sein Denken und Forschen. Wenn er im

Kahne sich auf seinem geliebten Weiher schaukelte, oder wenn die linde Fluth seinen Leib umspülte, denn er ist ein tüchtiger Schwimmer, dann war ihm so wohl und so still selig, wie er sich's im Himmel dachte. Der Wald war ihm wohl auch lieb, aber doch nicht so, wie der Weiher; es ging ihm, trotz aller Stille, zu laut darin zu und das Concert seiner Frösche dünkte ihm gemüthlicher und harmonischer als selbst der Gesang der lieben Vögelchöre. „Peter soll der Bub heißen und ein echter Fischer werden wie sein Namenspatron," hatte sein Vater bei der Taufe gesagt, und es war wirklich, als ob sein Schutzheiliger ihn aufgenommen hätte in die Zunft.

Endlich sind die Beiden fertig mit ihrer Arbeit und unter der Thüre erscheint die Mutter. Der Vater winkt dem Buben und deutet dann auf den Fischbehälter und die Angel.

„Die auch?" fragt Peter.

„Auch!" antwortet kurz der Fischer und geht dann in's Haus, Lockspeise für die Fische zu holen. Die Mutter aber steckt dem Knaben ein großes Stück Brod in die Tasche.

„Peter! heut muß der Hecht dran; schnappt uns alle kleinen Barschen weg, und ob sie ihn auch mit den Rückenflossen stechen. Da hast kleine Fischlein, ein Stück Fleisch als Köder; laß ihn nicht auskommen, hörst's?"

Peter nahm die Sachen, den Zuber und die

Angelruthe, grüßte die Mutter zum Abschiede und schritt schweigend seinem lieben Weiher zu. Der Vater trug den Korb in der Hand und folgte ihm.

Als sie am Weiher anlangten, näherte sich der Fischer in hochaufgestülpten Beinkleidern und Hemdeärmeln leise mit seinem Korbe dem Schilfe unweit des Steges, wo sich Krebse aufzuhalten pflegen, und versenkte ihn vorsichtig an geeigneter Stelle in's Wasser. Der Korb ist aus zähen Weidenruthen geflochten, nach unten trichterförmig gestaltet; am Eingangsloche sind die Spitzen der Weidenruthen gerade nach innen gekehrt, so, daß der Krebs wohl hinein, aber nicht mehr heraus kann, weil sich ihm die Spitzen entgegen stemmen. Die Wände des Korbes sind eng geflochten, daß wohl das Wasser, nicht aber der Krebs Durchgang findet; an der Seite ist ein kleines Thürchen angebracht, durch welches man die armen Gefangenen herausnimmt. In der Reuse, so nennt man den Korb, befindet sich eine passende Lockspeise.

Das ist geschehen und nun sieht der Fischer begierig, ob in der bereits gestern gelegten Reuse kein Fang sei. Peter steht mit dem Behälter daneben. Richtig ein prächtiger Kerl, aber leider nur ein einziger, ist hineingegangen. Das Thürlein wird geöffnet und der Gefangene in den Behälter gethan. Etwas getäuscht in seinen Erwartungen ruft der Fischer seinen Peter herbei und zeigt ihm nun die geeignete Stelle,

um die Angel auszuwerfen. Es hat eben fünf Uhr geschlagen, eine zur Fischerei einladende Stunde, und Peter macht sich nun an die stille Arbeit, während der Vater, auf dessen Geschicklichkeit vertrauend, zu andern Geschäften von dannen geht.

Peter setzt sich auf einen großen Stein, welcher am Ufer liegt und prüft die Angelruthe. Da er es auf einen Hecht abgesehen hat, ist dieselbe von auserlesener Art. Die Ruthe hat er sich vor einigen Wochen erst aus dem Dickicht geholt, sie besitzt die nöthigen Eigenschaften, ist zäh und elastisch, wohl vier Ellen lang, und Peter hat sie über einer Flamme erwärmt und tüchtig mit einem in Leinöl getauchten Lappen gerieben. Die Angelschnur ist dunkelfarbig, aus Pferdehaar gedreht; daran befindet sich ein achtzehn Zoll langer Messingdraht, den der Hecht nicht abbeißen kann, an welchem ein Angelhaken mit zweifacher Spitze angebracht ist. Etwas über dem Angelhaken ist ein Stückchen Gesenke aus Blei befestigt, damit der Haken in die Tiefe fällt.

Jetzt läßt Peter den mit der Lockspeise versehenen Haken hinabsinken in den Weiher, und beobachtet unverrückten Auges die auf dem Wasser liegende Schnur. Damit dieselbe nicht ganz hinabsinke, ist sie nämlich durch einen Korkstöpsel gezogen, welcher sich so lange oben erhält, bis ein gefangener Fisch die Schnur hinabzieht. Neben unserm kleinen Fischer liegt ein, an der gabelförmigen Spitze eines Stabes

befestigtes Netz, um den etwa schweren Fang, welcher die Angel zerreißen würde, herausziehen zu können.

Während Peter nun mit Umsicht und Geduld seinem Werke obliegt, streifen seine Augen hie und da über den lieben Weiher hin und er hat seine Freude dabei. Ihm fast gegenüber ist gar ein schönes Plätzchen. Hohes Schilf und stattliche Binsen schaaren sich da zusammen und sehen wie lebendig aus, wenn sie sich im leisesten Lufthauche hin und her bewegen, rauschen und flüstern mit ihrer geheimnißvollen Sprache. Drum hält auch die Volkssage das Plätzchen hoch in Ehren und nennt es den Wohnsitz der zierlichen Elfen und Feen, welche in stiller Mondnacht auf den Binsen tanzen, und keinem guten Menschen etwas zu Leide thun. Von jeher war dieses Plätzchen unserm Peter fast heilig und wenn er die im Sonenglanze schillernden Libellen dort fliegen sah, war ihm nicht anders, als seien dieß die lieben Elflein selber, und wenn dort das Wasser plötzlich aufschnellte, dann dachte er gar an die verborgenen Nixen, die tief unten tanzen und leise, leise singen.

Heute war ein wundervoller Sommerabend. Kein Lüftchen regte sich; kein Ton war hörbar, und der Himmel lächelte unbeschreiblich friedsam herab auf das friedliche Herz des Knaben.

Schon war eine geraume Zeit verflossen, seit Peter an seiner Stelle saß und immer noch schwamm der Kork ruhig auf dem Weiher; die Schnur senkte

sich nicht. Da war's ihm plötzlich, als müsse unten ein großer Fisch dahinschwimmen in Eile. Sein Herz pochte freudig, sein Ohr lauschte und seine Augen wichen nicht von der Stelle. Plötzlich fühlte er sich von hinten umfangen und zwei kleine Arme schlangen sich um seinen Nacken. Von dieser raschen Bewegung zuckte der Kork, — aber kein Fisch hing am Haken, wahrscheinlich war er verscheucht, und recht ärgerlich wandte sich der enttäuschte Peter. Da stand der kleine Hubert, des Jägers sechsjähriges Söhnlein und rief: „Hab ich Dich erschreckt, Fischpeter? Nun zeig einmal, was hast gefangen?“ — „Dich hab ich gefangen, böser Schlingel!“ rief Peter zornig; — „und nun werde ich Dich recht durchprügeln und in den Fischkasten werfen statt des Hechtes, den Du mir gerade im rechten Augenblick verscheucht hast.“

Hubert stand verblüfft und eingeschüchtert da und entgegnete kein Wort. Der immer noch erzürnte Peter fuhr aber fort: „Und wie kommst denn Du an den Weiher — so weit her von Deinem Haus? Ist etwa Dein Vater in der Nähe?“

Hubert fiel rasch ein: „Hast Du meinen Vater gesehen, Fischpeter?“

„So, so,“ fuhr Peter weiter, „also der darf's nicht wissen, daß Du da bist, und Du hast Dich gewiß heimlich davon gemacht? Hättest auch was Besseres thun können, als mich in meinem Fang stören.“

„Nun, nun, sei nur nicht so bös und schimpf mich nicht immer, Peter," beschwichtigte der Kleine; „ich wollte Deine dummen Fische ja nicht verscheuchen."

„Dumme Fische! warum nicht gar!" sagte noch ärgerlich unser Peter. „Ich sag Dir's, die sind gescheidter als Du und bleiben zu Hause. Geh nur schnell heim, eh' es Abend wird, sonst findest Du den Weg nicht mehr, oder es kommt ein Räuber und fangt Dich."

„Ich geh ja schon," — sagte Hubert fast weinend. „Ich wollte mir nur einige von den hohen Binsen da drüben holen, damit ich zu Haus ein Körblein flechten kann. Könntest mir wohl einige herausreißen, Peter," — flüsterte der Kleine schmeichelnd; — „weißt, ganz mit der Wurzel heraus. Unten da sind die Binsen so weiß und haben so ein süßes Mark, wovon gewiß die Nixlein ihren Kaffee zuckern. Holst Du mir eine, Peter?"

„Nichts Anders, als das!" — sagte Peter. „Meinst Du, ich werde mitten in der Arbeit aufstehen und ich hätte nichts Besseres zu thun, als Dir nachzulaufen? Und jetzt gleich gehst Du fort, sag ich Dir, und lässest mich und die Fische in Ruh. Hinüber zum Schilf gehst Du nun gar nicht; das ist kein Platz für Dich. Wenn Du mich ungeschoren lässest" — fügte er beschwichtigend bei, — „will ich Dir in der Feierstunde einen ganzen Arm voll Binsen holen und sie Dir morgen bringen. Und nun laß mich." —

„Du bist aber heute schon ein recht unfreundlicher Fischpeter" — murmelte Hubert und schlich sich leise von dannen. —

Bald war Peter wieder in seinen Fischfang vertieft und hatte den Knaben ganz und gar vergessen; denn immer mehr und mehr bedünkte es ihn, daß der Hecht in der Nähe sei und doch endlich anbeißen werde. —

Plötzlich fuhr er aus seiner stillen Beobachtung auf. Rauschte es nicht dort im Schilfe? — Nein, — es war nichts. Wieder hört er etwas. Er horcht und schaut hinüber. Da sieht er zu seinem Schrecken Huberts blonden Lockenkopf; er hört einen schweren Plumps — einen gellenden Schrei — er sieht den Kopf des Knaben über dem Wasser — schon ist er verschwunden.

Mit einem namenlosen Schrecken wirft Peter die Angelruthe zur Seite, stürzt in das Wasser, rudert mit Arm und Füßen und schaut unverrückt hinüber. „Gott sei Dank! der Kopf taucht wieder auf; die dichten Binsen tragen den leichten Knaben. „Halt Dich fest, Hubert! um Gotteswillen halt Dich fest!" schrie Peter aus vollem Halse. Als ob der Knabe ihn gehört habe, sieht er dessen kleine Händchen sich an die schwanken Binsen klammern; aber sie geben nach; sie beugen sich mit ihm in die Fluth. Noch wenige Ellenlängen ist Peter von dem Kinde entfernt. „Gott! er sinkt!" — stöhnte sein Herz. Er greift

aus, — er erwischt ihn, — er hält ihn fest. Doch schwer hängt der Knabe an ihm, bewußtlos, wie ein Todter. — Es ist nur eine kurze Strecke zum Ufer; aber durch das Schilf kann er sich den Weg nicht bahnen; da kann er nicht landen, und bis zu der offenen Stelle ist's ein weiter Weg. Die Eile, der Schrecken haben seine Kindeskraft bereits erlahmt und er fürchtet, daß sie Beide zu Grunde gehen müssen. Hier ist die Stelle so schlammig und sumpfig und von Wasserpflanzen durchzogen, daß seine Füße überall Hemmniß finden. Und Gott im Himmel! hält er nicht bereits einen Leichnam in seinen Armen? Da schreit sein Herz mit der stummen Sprache der Verzweiflung zum Himmel hinauf, und auch sein Mund stößt einen unwillkührlichen Hilferuf aus. Plötzlich raschelt es im Schilfe, und als ob Seelenangst ihn triebe, rudert Hektor, des Försters Hund herbei. Mit sicherm Instinkt schnappt er nach Huberts Röcklein, hebt mit der Schnauze den Knaben über das Wasser und trägt ihn pfeilschnell zum Ufer. Dort springt er an's Land und legt den leblosen Knaben in's Gras. — Inzwischen ist auch Peter angekommen, und kniet vor dem bleichen Kinde. Hektor aber springt winselnd in das Dickicht, bis er seinen Herrn gefunden hat. Mit flehenden Jammertönen führt er eilig den Förster zur Unglücksstelle. Doch bereits athmete unter Peters rastlosen Bemühungen der Knabe wieder tief und ein Wasserstrom entquoll

seinem Munde. — Der Förster aber vermochte vor Ensetzen und Jammer sich nicht zu rühren, drückte nur den Kleinen an's Herz und weinte wie ein Kind. Aber bald veränderte sich die Scene des Jammers in Jubel und Glückseligkeit und Hektor nahm reichen Antheil an der Freude. Er sprang wie toll einher, beleckte die Hände des Knaben und stieß laute Freudentöne aus.

Hubert wollte sich aufrichten; aber er vermochte es nicht. Da nahm ihn der Vater auf den Arm, daß des Knaben Haupt auf seiner starken Schulter lehnte, und schritt in Begleitung Peters und des treuen Hektors den Weiher entlang. Das Försterhaus war zu weit entfernt; sie richteten also ihre Schritte der Fischerhütte zu. Peter packte im Vorübergehen noch seinen Fischbehälter, die Angel und das Netz auf und dachte nicht mehr des Hechtes, welcher heute zweimal der Gefahr entronnen war. Auf dem Wege erzählte er dem Förster den Hergang, verschwieg aber schonend, wie er den kleinen Hubert gewarnt habe. —

Der alte Fischer war sehr erstaunt über die Beute, welche heut sein Sohn nach Hause brachte, aber um wie viel lieber war ihm diese, als tausend Hechte. Hubert wurde in's Bett gelegt und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Der sorgsame Vater verließ dessen Lager keinen Augenblick, wendete das Gesicht von dem Kinde nicht ab, faltete die Hände zu stillem Ge-

bete und manche heiße Dankeszähre tröpfelte durch seinen Bart. Inzwischen lief Peter zum Förstershause, um der Mutter so schonend als möglich den Vorfall zu berichten. Dennoch erschrak die gute Frau heftig und eilte mit Peter zur Fischerhütte. So verbrachten sie die ganze Nacht bei dem geretteten Knaben: Vater, Mutter, Peter und auch der Hektor. Die beiden Letzten hatten ja ein Menschenleben gerettet, und so eine Beseligung läßt nicht schlafen.

Hubert erwachte kräftig und gesund; als er Alles, was vorgegangen war, erfuhr, legte er in stillem Danke seine kleine Hand in die des glücklichen Peter und streichelte den treuen Hektor. Der Förster aber sprach tief gerührt zu Peter: „Jetzt erst bist Du ein rechter Peter, ein Menschenfischer! Gott lohn es Dir! aber nicht allein der Weiher, auch der Wald und besonders das Försterhaus sei Deine Heimath. Statt einen Sohn zu verlieren, hab ich noch einen gewonnen!“ — Der kleine Hubert schaltete ängstlich ein: „So war's also doch, wie Du gesagt hast, Peter? und die bösen Nixen hätten mich bald zu sich hinabgezogen in ihr Schloß!“

„O nein!“ entgegnete der Vater; „das waren nicht die Nixen, sondern vielmehr Dein Ungehorsam war's, der Dich in Gefahr brachte. Warum bist Du ohne Erlaubniß vom Hause weggelaufen, und warum an den Weiher, was man Dir oft verboten hat? Geh mir weiter mit den Nixen. Nix-

chen Ungehorsam sitzt nicht im Weiher da draußen, sondern im Herzen da drinnen.“ —

Hubert senkte beschämt das Haupt; dann sagte er treuherzig: „Verzeih mir, Vater; ich will's gewiß nimmer thun!“

„So ist's recht,“ sagten die Eltern und verschonten das Kind mit jedem weitern Vorwurfe; hatte es ja doch schon genug für seinen Fehler gebüßt.

Wie der wohlhabende Förster versprach, so geschah es auch. Er nahm sich um den armen Fischpeter väterlich an, sorgte für bessern Unterricht und sein ferneres Fortkommen; das Försterhaus ward ihm von jenem Tage an eine zweite Heimath. So hatte damals Peter doch noch etwas Besseres gefangen, als der größte Hecht gewesen wäre, und so oft er am Weiher saß oder vorüber ging, dankte er Gott für diese Fügung.

Braun, Jſ., Die zwölf Monate des Jahres. 12 col. Bilder mit Text. fl. 1. 30 kr. od. 27 Ngr.
— **Frühlingsbilder.** Mit 8 col. Bildern und Text. fl. 1. 21 kr. od. 25 Ngr.
— **Liedergruß.** Mit 6 col. Bildern und Text. gr. 4. fl. 1. 30 kr. od. 27 Ngr.
— **Mutterliebe.** Mit 8 col. Bildern und Text. gr. 4. fl. 1. 21 kr. od. 25 Ngr.
— **Im grünen Walde.** Mit 8 col. Bildern und Text. gr. 4. fl. 2. 42 kr. od. Thlr. 1. 15 Ngr.
Kasperle (Puppentheater). Mit 6 col. Bildern und 100 Seiten Text. gr. 8. fl. 1. 48 kr. od. Thlr. 1. —
Kolb, Beschäftigungen für die Jugend. (Ohne Bilder, broch.) gr. 8. fl. 1. 36 kr. od. Thlr. 1. —
— **Thierleben in Wald und Feld.** Mit 8 col. Bildern und 20 S. Text. 4. 54 kr. od. 16 Ngr.
Messerer, Th., Der Christmorgen. Erzählungen für die Jugend. Mit 4 col. Bildern und farbigem Umschlag. 8. fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.
— **Drollige Streiche.** Erzählungen für die Jugend. Mit 4 col. Bildern und farbigem Umschlag. 8. fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.
— **Großonkels Sonntagsgeschichten.** Zweite Ausgabe. Mit 4 col. Bildern und schönem Umschlag. 8. fl. 1. 12 kr. od. 21 Ngr.
— **Aus der fröhlichen Knabenzeit.** (Erzählungen.) Mit 4 col. Bildern und 7 Bogen Text. 8. 54 kr. od. 15 Ngr.
— **Der Christabend.** (Erzählungen.) Mit 4 col. Bildern und 6 Bog. Text. 8. 54 kr. od. 15 Ngr.
— **Tapfere kleine Soldaten.** Mit 8 col. Bildern. gr. 4. 54 kr. od. 15 Ngr.
Offterdinger, C., Sechzehn ländliche Bilder. Folio. fl. 2. 24 kr. od. Thlr. 1. 10 Ngr.
Rothbart, Th., Die Tages- und Jahreszeiten. 8 fein col. Bilder. (Ohne Text.) 4. 54 kr. od. 15 Ngr.
— **Der Christbaum.** 8 fein col. Bilder. (Ohne Text.) 36 kr. od. 12 Ngr.
— **Bilder aus der Wildniß.** 8 fein col. Bilder. (Ohne Text.) fl. 1. 12 kr. od. 25 Ngr.
— **Kinderleben.** 6 col. Bilder. (Ohne Text.) fl. 4. 36 kr. od. 12 Ngr.
— **Dorfbilder.** 6 fein col. Bilder. (Ohne Text.) fl. 4. 30 kr. od. 10 Ngr.
— **Die zwölf Monate des Jahres.** 12 fein col. Bilder. (Ohne Text.) gr. 4. fl. 1. 12 kr. od. 25 Ngr.

Stuttgart & Leipzig

Verlag von Otto Risch.